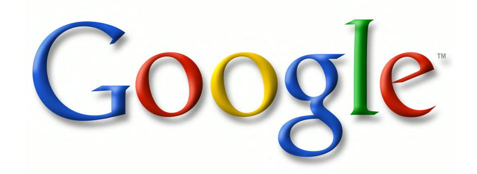
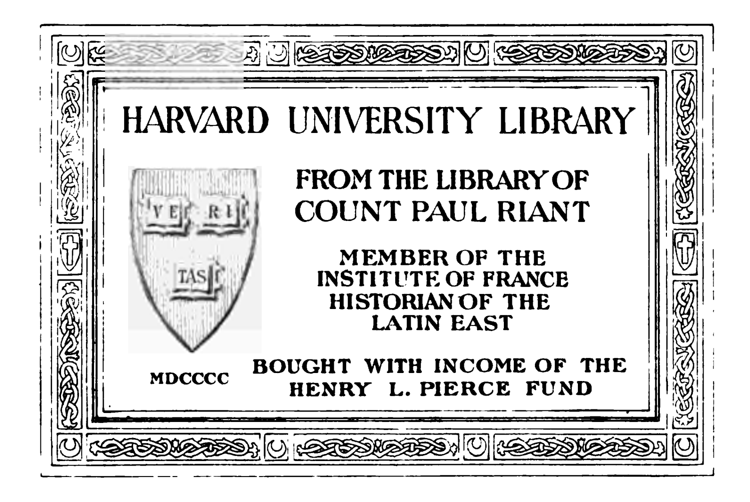
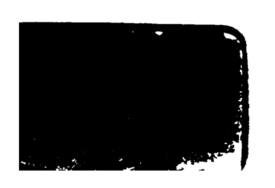



Bibliothèque
de M. le comte Riant





Friederun von Augustin

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
mitternacht 1/4 Plaza – a Alameda
[illegible] alle promenade –
[illegible] [illegible] in Summa –
Castagnetten – Fandango + [illegible] – [illegible]
[illegible]
[illegible] [illegible] mich lieblich
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]

Reise nach Malta

und in das

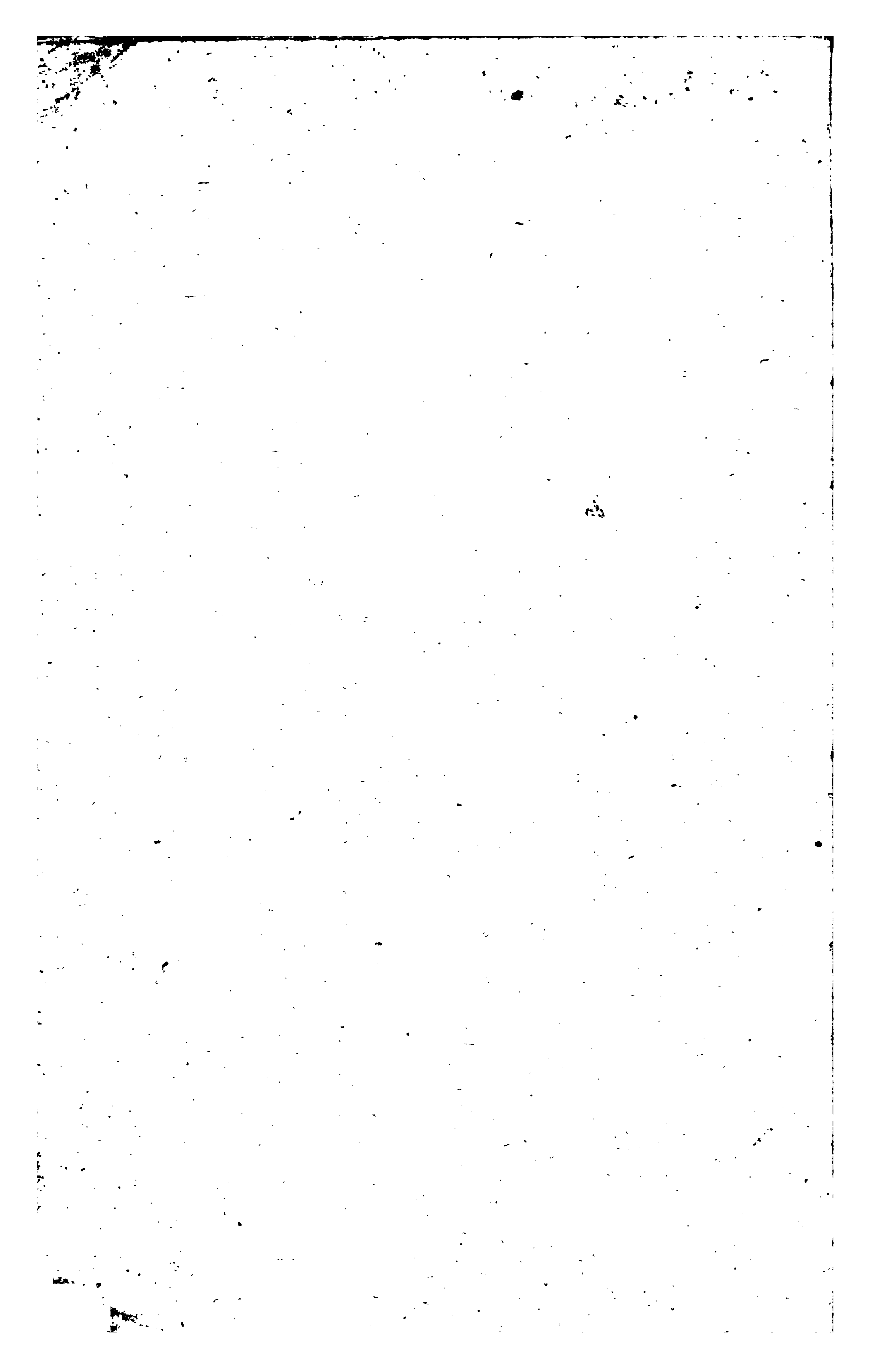
südliche Spanien

im Jahre 1830.

Von

Ferdinand Freiherrn von Augustin.

Mit fünf Abbildungen.



Bicka. Schlesier '50 1,25

Reise nach Malta

und in das

südliche Spanien

im Jahre 1830.

Von

Ferdinand Freiherrn von Augustin.

Mit 5 Abbildungen.

Wien, 1839.

Bei Schaumburg & Comp.

Vorwort.

Ich übergebe dem Leser mit diesen Blättern eine Reihe von Bildern und Begebenheiten, welche mir eine Reise nach Malta und Südspanien in mein Tagebuch lieferte, und von Ideen, wie sie sich bei Betrachtung dieser Bilder mir aufdrangen. Da jene Gegenden aber nicht das eigentliche Ziel meiner Reise waren, sondern vielmehr nur im Vorbeigehen berührt wurden, so war es mir nicht möglich, eine auf wissenschaftliche Beobachtungen gegründete Beschreibung derselben zu geben, — denn dazu mangelte es an Zeit und Gelegenheit. Das, was ich hier liefere, kann also nur zur Unterhaltung, nicht zur Belehrung beitragen, und dieß bitte ich bei Durchlesung des Buches zu beherzigen. Manches berührte ich nur oberflächlich, was eigentlich eine Beschreibung bis in seine kleinsten Theile verdient hätte, wie z. B. die Alhambra; manches beschrieb ich wieder sehr ausführlich, obwohl es im Grunde weniger Interesse bietet. — Das Erstere geschah aber aus der Ursache, weil ich bei so weltberühmten Gegenständen, welche schon von vielen Gelehrten ganz genau und systematisch beschrieben wurden, schwerlich etwas Neues und Besseres hätte sagen können als jene; das Letztere that ich darum, weil ich durch die genauere Beleuchtung solcher minder ins Auge fallender Bilder, den Charakter jenes merkwürdigen Landes und seiner Bewohner richtiger und allgemein verständlicher darzustellen glaubte.

Ich webte die Geschichte in die Darstellung meiner Reise; sie ist die Magnetnadel, welche uns in einem fremden Lande auf die Merkwürdigkeiten der Vergangenheit hinweiset, deren Trümmer wir besuchen wollen. Mancher unbedeutende Ort, mancher Stein würde von uns unbemerkt neben unserer Straße liegen bleiben, würde nicht die zu Rathe gezogene Geschichte uns die Namen derselben sammt der Erinnerung an irgend eine bedeutende Thatsache der Vergangenheit zurufen. Sie ist aber in diesen Blättern ebenfalls nicht angeführt, um den Leser über die früheren Schicksale von Ländern und Völkern zu belehren, sondern nur, um ihm die Beschreibung dieser Länder interessanter zu machen, so wie sie mir selbst den Genuß meiner Reise erhöhte. —

Der Verfasser.

Es waren bereits zehn Tage vergangen, seit das Schiff, welches uns nach Spanien tragen sollte, die kaiserliche Korvette Abbondanza, die Anker im Hafen von Triest gelichtet hatte, und dennoch fanden wir uns erst an der Südküste Siciliens.

Widrige Winde, und noch mehr die, jedem Seefahrer mit gutem Grunde so verhaßte Calma (Windstille) hatten den Lauf unseres Schiffes gehemmt, und uns gezwungen, lavirend, bald bis nahe an die Küste Dalmatiens, bald gegen Italien zu steuern, um der Zeit und den uns so entgegen arbeitenden Zufällen, wenigstens so viel als möglich abzutrotzen. Unseren Marineurs, welche diesen Weg schon so oft in viel kürzerer Zeitfrist zurückgelegt hatten, machte freilich dieß Alles viel üble Laune, aber für mich, der ich mich das erstemal in die Regionen des launenhaften Neptuns wagte, hatte jeder Gegenstand der mich umgab, den Reitz der Neuheit und ließ mich unser langsames Vorwärtsschreiten gänzlich vergessen.

Die Einrichtung des schön gebauten Kriegsschiffes, das mich trug; die verschiedenen Manövers, die bei jedem Wechsel des Windes mit dem Segelwerke ausgeführt werden müssen; die Bestimmung der Schnelligkeit, mit welcher das Schiff läuft, oder des Ortes, auf dem man sich eben befindet — dieß Alles erregte mein hohes Interesse. Hiezu kamen noch die herrlichen Ansichten, welche sich dem Auge darbothen, wenn wir gegen die riesenhaften Gebirge Dalmatiens, unter denen sich der zackige Montenegro vorzüglich auszeichnete, steuerten, oder einige Stunden später schon wieder hart an den blühenden Küsten Italiens dahin segelten, wo freundliche Ortschaften, oder unzählige zerstreute Villen und Ruinen aus dem üppigen Grün ihrer Umgebung, überragt

von den ungeheuern Massen der Appeninen, uns entgegen lachten. Es erregt ein ganz eigenes Gefühl, sich in so kurzen Zeiträumen zwischen zwei so entfernten und so ganz verschiedenartigen Gegenden unseres Welttheils herumgeschleudert zu sehen, ein Gefühl, welches nur demjenigen klar wird, der seine erste Seereise unternimmt. —

Endlich waren wir bei den verschiedenen Inseln und Inselchen des dalmatinischen Archipels vorüber geflogen, deren hohe Berge bald schön belaubt, bald in abentheuerliche Zacken zerrissen, in die Lüfte ragen, wir hatten die äußerste Spitze Italiens, das Cap Spartivento umsegelt, und steuerten gegen Sicilien, dessen Küste bald vor unseren Blicken ausgebreitet da lag. Ewig unvergeßlich werden mir ein paar Abende seyn, welche ich hier verlebte. Es war Calma eingetreten, und zwar so vollständig, daß auch nicht der leiseste Lufthauch die schlapphängenden Segel blähte. Die See war glatt wie Oel — kaum bemerkbar wiegten die flachandringenden Wellen das Schiff — wie ein Spiegel von der reinsten Azurfarbe lag die große Wasserfläche da, begränzt von den Gebirgen Siciliens, die in unzählbaren Reihen und Spitzen, im violetten Abenddufte schwimmend, sich bis zum majestätischen Haupte des Aetna, der gewaltigen Küche Vulkans, emporthürmten. Einem ungeheuern Schornstein glich dieser Bergriese, aus dessen Innern eine weiße Rauchsäule in den reinen Aether emporwirbelte, sich meilenlang über Land und See dahin ziehend. Der Abend hatte die letzten Spitzen und Kuppen der Berge in feuriges Roth getaucht, und über die Wasserfläche zog sich ein rosiger Schimmer.

Die Arbeiten auf dem Schiffe hatten aufgehört; selbst der Steuermann stand müßig bei seinem Rade und Kompas, und erwartete schweigend und grämlich den Augenblick, in welchem der sehnlich erwünschte Wind das Schiff aus seiner Lage bringen sollte. Die Matrosen setzten sich im Kreise auf das Verdeck und ließen im gut gehaltenen Chor ihre so eigenthümlichen Lieder ertönen, oder beobachteten ein hie und da auftauchendes Segel, oder einen Schwarm Delphine, die sich spielend bis an unsere Schiffswand heranschnellten. Immer tiefer und tiefer sank die Sonne; indem sie die ganze Scene mit einem feurigen Schimmer übergoß, verbreitete sich eine erquickende Kühle auf den drückend heißen Tag.

Endlich hatte sich die glühende Scheibe in den Fluthen gelöscht, und bald darauf erhob sich im Osten das Silberlicht des Vollmondes. Kaum konnten wir uns entschließen, den Anblick dieser bezaubernden Naturscene und das Verdeck zu verlassen, und erst, als uns der, in diesen südlichen Regionen und besonders auf der See, so starke Nachtthau ganz durchnäßt hatte, suchten wir die schützenden Räume unserer Kajüten. —

Mit dem kommenden Morgen (5. Juli) erhob sich plötzlich ein ziemlich frischer Wind, der, immer mehr und mehr zunehmend, endlich zum Sturm ausartete. So zeigt sich die Natur auf der See nur zu oft in ihren Extremen, und das, was man sich wenige Stunden früher kaum als möglich gedacht, tritt, wie durch den Wink einer Zauberruthe, betäubend vor unsere erstaunten Sinne. Das Meer, welches kurz vorher einer Kristallfläche glich, stellt nun das Bild eines furchtbaren Kampfes dar; die Lüfte, welche uns heute noch sanft fächelnd die erquickende Kühlung des Abends zugetragen, verwandeln sich morgen in einen heulenden Orkan, welcher Masten zu brechen vermag; der Himmel, jetzt noch mit dem klarsten Azurblau übergoßen, bedeckt sich, wenige Augenblicke später, mit düsteren wirbelnden Nebelmassen, zwischen welchen furchtbar der Blitz zuckt, und der Donner brüllend sein Echo entsendet. —

Der Sturm trieb uns zuerst bei Malta vorüber, bis gegen die Küste Afrikas, wo wir aber wieder umlegten und vorwärts gegen Sicilien steuerten. Wie Berge wälzten sich die Wogen daher und hoben bald unsern Dreimaster, wie einen leichten Federball, in schwindelnde Höhe, bald schleuderten sie ihn hinab in die schwarze, bodenlose Tiefe. Das sonst so reine Blau der See wandelte sich in eine Tintenfarbe, stellenweise mit dem weißen Schaum der sich gegenseitig zerschellenden Wellen wechselnd. Hochauf spritzten die sich brechenden Wellen, und schimmerten mit tausenden kleinen Regenbogen, von der am ganz wolkenlosen Himmel stehenden Sonne hineingeworfen. Furchtbar brauste der Sturm zwischen dem Tackelwerke und mit entsetzlichem Gekrach neigte sich das Schiff, wie eine Nußschale, bald auf die eine, bald auf die andere Seite so stark, daß man kaum aufrecht zu stehen vermochte, und die Wellen über das Verdeck schlugen. —

Erst gegen Abend ließ der Sturm bedeutend nach, allein die See ging noch furchtbar hoch und schleuderte uns unbarmherzig herum. Das Schiff bekam einige Stösse, von denen sich nur derjenige einen Begriff machen kann, der sie selbst einmal zu empfinden die Ungelegenheit genossen. Von einer Woge hoch empor gehoben, schien es einige Momente ganz ruhig zu stehen, außer daß es in allen seinen Theilen zitterte; plötzlich aber war es, als theilte sich die Woge, welche die Grundlage bildete, und mit Blitzesschnelle fiel es senkrecht in die Tiefe, während sich zu beiden Seiten hohe Wasserwände bildeten, die es, hereinstürzend, zu bedecken drohten. —

So furchtbar nun auch der Anblick der See in diesem empörten Zustande ist, konnte ich mich dennoch nicht von dem Verdecke trennen; denn die Großartigkeit der ganzen Scene riß mich zur Bewunderung hin, so wie der Gedanke an die Kühnheit des Menschen, der den wüthenden Elementen zu trotzen wagt, während Alles, was ihn umgibt, ihn zu verderben droht, erhebend auf mich wirkte. — In der Nacht legte sich der Wind gänzlich, und auch die Meereswellen setzten sich wieder ins Gleichgewicht, so daß am nächsten Morgen nichts mehr von dem Aufruhre des vergangenen Tages zu bemerken war. Glatt zeigte sich wieder die Oberfläche des Meeres, und ruhig spiegelte sich das tiefe Blau des südlichen Himmels darin ab. Nur große Schwärme von Delphinen, beunruhigt durch den Sturm, dessen Vorboten sie seyn sollen, kamen schnaubend und sich schnellend bis ans Schiff und unterbrachen, nebst dem Rauschen unseres von einem leichten Winde dahin getriebenen Fahrzeuges, die allgemeine Ruhe. —

Ich muß hier einer großen Schildkröte erwähnen, welche wir auf der Oberfläche des Wassers schwimmend erblickten. Die Matrosen erzählten uns, daß diese Thiere, wenn die See sehr ruhig ist, vom Grunde heraufkommen, um zu schlafen. Sie strecken dann die Beine weit von sich, und lassen sich durch die sanfte Bewegung der langsam andringenden Wellen gemächlich hin und herschaukeln. In diesem Zustande werden sie von den Fischern oft gefangen, die sich mit einem Boote so still als möglich nähern, ein Netz über das Thier werfen, und es so an sich ziehen. Die Kraft dieser Thiere aber soll so groß seyn, daß sie, indem sie sich von einer

Seite auf die andere werfen, oft starke Ruderbänke zerbrechen. Einige, in Folge des überstandenen Unwetters nöthig gewordene Reparaturen bestimmten unsern Kapitain, einen Hafen zu suchen, und er wählte zu unserer größten Freude La Valetta auf Malta, — einst die Königin des Mittelmeeres genannt. Der historisch merkwürdige Boden, den wir dort betreten sollten, reitzte unser Interesse, und ein lauter Jubel erhob sich, als wir am Morgen des nächsten Tages (7. Juli) die drei Inseln: Malta, Gozzo, und das dazwischen liegende kleine Cumino, wie einen grauen Nebelstreif vor uns liegen sahen, deren Conturen aber immer deutlicher hervortraten, je näher der unsere Segel blähende frische Südostwind uns ihnen trug. Anfänglich ward unser Lauf gegen Gozzo gerichtet, um einer großen Sandbank auszuweichen, welche die gerade Einfahrt in den Hafen von Valetta sperret; als wir aber diese passirt hatten, drehten wir uns links und steuerten in der Entfernung von ein paar Seemeilen längs der Küste der drei Inseln dahin. —

Wie ein Pfeil flogen wir Valetta zu, die uns schon mit ihren hohen Festungswerken, ihren prächtigen Gebäuden, entgegen glänzte. Unzählige Ortschaften und Landhäuser, umgeben von blühenden Gärten, unterbrachen den einförmigen röthlichen Farbenton, in welchen während der heißen Jahreszeit das ganze Land seltsam getaucht ist. Alle Felder sind durch die Sommerhitze gleichsam verbrannt, und gewähren einen traurigen Anblick. Nichts ist zu sehen von den herrlichen Wäldern, von den frischen, saftigen Wiesen unseres Vaterlandes. Erst wenn man sich der Hauptstadt nähert, ändert sich die Scene; enger reihen sich die Villen und ihre Gärten an einander, einen blühenden Kreis um die sich stolz emporthürmende Stadt bildend.

Vor der Einfahrt in den Hafen glitt ein englisches Linienschiff, die Asia, in majestätisch langsamer Bewegung mit vollen Segeln auf und nieder, gleich einem ungeheuern Kolosse, welcher den Eingang zum Pallaste der Königin des Mittelmeeres bewachen soll.

Wie eine kleine Fischerbarke flog unsere Corvette an dem stolzen Baue vorüber. Später erfuhren wir, daß immer ein Theil des hier stationirenden englischen Geschwaders außerhalb des Ha-

sen kreuzen muß, weil darinnen die Schiffe durch die von den Festungswerken abprallenden Sonnenstrahlen zu sehr leiden würden. Die Einfahrt in den Hafen ist sehr schmal und von hohen Klippen umgeben, daher sich fremde Schiffe durch Barken, unter der Leitung einheimischer geschickter Piloten, am Schlepptaue hineinführen lassen müssen. Wir hatten uns also kaum dem Punkte genähert, wo diese Maßregel einzutreten pflegt, als wir schon von einer großen Anzahl solcher Barken umringt waren, deren Eigenthümer unter unbändigem Geschrei mit unserm Kommandanten um den Lohn handelten, welchen sie für das Bugsiren forderten, indem jeder von ihnen unter den drei bis vier Geforderten seyn wollte. Unser Schiff, von dem schon die meisten Segel eingerefft waren, lief noch immer ziemlich schnell, wodurch also diese Leute, welche sich ganz nahe heranzudrängen bemüht waren, alle ihre Kunst aufbieten mußten, um von uns nicht in den Grund gefahren zu werden. Es war also wirklich höchst komisch, dieses ordnungslose Heranrudern und Ausweichen jener mit den grellsten Farben bemahlten Schiffchen zu sehen, und auf jedem derselben ein paar Menschen, welche mit jenen, den Süditalienern und auch den Malthesern so eigenthümlichen heftigen Geberden ihre Forderungen kund gaben, und ihre Mitbewerber zu überschreien versuchten. —

Mittlerweile wurden unsere eigenen Barken in die See gelassen, vier von jenen Schreihälsen mit ihren bunten Fahrzeugen gewählt, und bald zogen wir so in der besten Ordnung in den Hafen ein. —

Wie schon früher gesagt, ist die Einfahrt, der sie umgebenden Klippen wegen, sehr gefährlich, und wirklich zieht man wie durch einen schmalen Felsenpaß ein, welcher von unzähligen Festungswerken umgeben ist, deren Feuerschlünde ihre schwarzen Rachen entgegenstrecken. Kaum hatten wir aber das Innere des Hafens erreicht, wo unser Anker prasselnd in die Tiefe fuhr, so umgab uns ein herrliches interessantes Schauspiel. Es war Abend geworden — hell erleuchtet waren die hohen Gebäude und Festungswerke, zwischen welchen wir gleichsam eingeschlossen waren, und munter flatterten die Flaggen in der duftigen Abendluft von den stolzen Schiffen herab, welche nebst uns im Hafen lagen. Da war die Brittania, ein königliches englisches Linienschiff mit 120 Ka-

nonen, damals das größte in allen Meeren; dann eine englische Fregatte mit einem Vice-Admiral, wie uns die Stellung ihrer Wimpel andeutete; dann eine holländische Fregatte, ebenfalls mit einem Vice-Admiral, und rund um diese ein Kreis vieler kleinerer Kriegs- und Handelsschiffe, von allen Gattungen und Nationen. Unzählige Barken, bunt bemahlt, schwebten mit ihren leichten dreieckigen Segeln, von der Abendsonne vergoldet, auf der ruhigen Wasserfläche umher. Hier brachten sie Lebensmittel und köstliche Südfrüchte an Bord der Schiffe, dort waren andere mit Musikanten bemannt, welche durch die ohrenzerreißenden Töne einer verstimmten Mandoline und ihrer noch verstimmteren Kehlen unter Begleitung eines Tambourins die Taschen des Schiffsvolkes zu öffnen versuchten. Hier kam wieder ein Boot herangefahren mit einem alten Mütterchen, welches seinen Schatz — ein paar zärtlich lächelnde und winkende Mädchen, den Fremdlingen zur Schau brachte; dort ein anderes, beladen mit einem Haufen nackter Buben, welche sich anboten, für ein kleines Geschenk ihre Schwimmkünste zu produziren, in denen ihre Geschicklichkeit, besonders im Tauchen, wirklich bewunderungswürdig war; denn warf man auch nur das kleinste Geldstück in die See, so stürzten sich gleich ein Halbdutzend von ihnen nach, und die Münze konnte noch nicht den Grund erreicht haben, so war sie bereits erhascht, und triumphirend auf die Oberfläche gebracht. Das Wasser schien das eigentliche Element dieser gelbbraunen Geschöpfe zu seyn, worin sie sich so ganz ohne alle Anstrengung bewegten, wie andere Menschen auf festem Boden. —

La Valette, die berühmte Hauptstadt der, sechs Quadratmeilen großen Insel Malta, hat 3500 Häuser, welche von 32,000 Seelen, — also beinahe der Hälfte von der ganzen Einwohnerzahl der Insel — bewohnt werden. Sie liegt auf einer Felsenspitze, welche in die See hinausragt, und daher zu beiden Seiten eine Bucht — also zwei natürliche Häfen bildet. Der Eine ist für jene Schiffe, welche sich einer Quarantaine unterziehen müssen, und heißt daher Lazarethhafen; der Andere ist für jene Schiffe, bei denen diese Maßregel nicht nothwendig wird. Die ohnedieß sehr befestigte Stadt ist noch von acht Forts umgeben, aus welchem Hunderte von Feuerschlünden dem Frevler Verderben drohen, der es

wagen würde, sich in böser Absicht zu nähern. Das Vorderste dieser Forts, welches die Stadt von der See trennt, ist das berühmte St. Elmo, von dessen hohen Wällen die brittische Flagge stolz herabflattert. —

Wenn man diese Masse von Festungswerken sieht, welche Valetta umgeben, und die ungeheuere Menge von Geschützen, durch welche sie vertheidigt wird, und sie von jener Schaar edler Männer besetzt sich denket, die, stolz auf ihren Verein, für das höchste Gefühl in der Menschenbrust, für Religion, ihren letzten Blutstropfen willig zu opfern bereit waren, so begreift man erst, wie dieses kleine Malta, dieß so ganz isolirt dastehende Eiland, Jahrhunderte lang all' den heftigen Stürmen zu trotzen vermochte, welche es zu zerschmettern drohten! —

Senkrecht aus den Wellen steigen um Valetta Felsen empor, die sich in die mit ihnen innig verbundenen, beinahe verwachsen scheinenden Festungsmauern endigen, von denen sowohl der Eingang in die beiden Häfen, wie diese selbst unzählige Mal kreuzend bestrichen werden. Und auf diese Art ist die ganze südliche Küste der Insel befestiget, die nördliche hat die Natur selbst durch Untiefen und Felsenriffe gegen jede feindliche Annäherung verwahrt. — Jedes Fleckchen der Erstern aber, wo eine Landung möglich wäre, wird durch ein kleines Fort, einen befestigten Thurm, oder starke Strandbatterien vertheidiget; ein Zeichen, welch' große Wichtigkeit die Engländer auf den Besitz dieser so unbedeutend scheinenden kleinen Insel legen. Unstreitig hat sie aber auch eine Lage, in welcher sie zu allen Zeiten eine bedeutende Rolle spielen wird. So zu sagen am Vereinigungspunkte dreier Meere, nämlich des durch die Enge zwischen Sicilien und Tunis in zwei Hälften getheilten mittelländischen und des orientalischen Meeres, bildet sie das bequemste Depôt sowohl für eine große Seemacht, die sich von hier aus mit Leichtigkeit gegen die Küsten von drei Welttheilen wenden, als für ein Handelsvolk, welches hier eine Hauptniederlage seiner Waaren haben kann. — Der enge Durchgang, welcher durch die beiden Küsten von Afrika und Sicilien gebildet wird, ohnehin gefahrvoll durch die vielen Untiefen und Klippen, die er enthält, hat in Malta ein Vorwerk, welches verstärkt durch eine geringe Anzahl von

Kriegsschiffen, der freien Bewegung einer feindlichen Flotte leicht sehr hinderlich seyn dürfte. Endlich vermag sie auch einen trefflichen Wächter zu bilden gegen die Raubzüge afrikanischer Korsaren, wie uns die Geschichte in mehreren großen Beispielen und die Erfahrung der neuern Zeit in Tausenden von einzelnen Fällen beweiset.

Nicht umsonst hatten also die berühmten Ordensritter ihre Insel in einen so furchtbar wehrhaften Stand gesetzt, und nicht umsonst verwendet ihr jetziger Besitzer, England, so viel auf die Erhaltung dieser Vertheidigungsfähigkeit, welche sich in jeder Hinsicht so offenbar ausspricht. Mag sie auch immerhin jetzt durch das Aufhören jenes tapfern Ordens einen Theil ihrer Berühmtheit verloren haben, so bleibt sie doch immer einer der wichtigsten Punkte des Mittelmeeres, von dem die Geschichte künftiger Jahrhunderte vielleicht noch Manches sagen dürfte.

Wir konnten den Augenblick kaum erwarten, in welchen uns vergönnt werden sollte, diesen geschichtlich so merkwürdigen Boden zu betreten, und kaum waren all' die gebräuchlichen Formalitäten geendet, die jedem Einlaufen in einem fremden Hafen vorausgehen, so stiegen wir in das mit festlich geschmückten Matrosen bemannte Boot, die Ruder schlugen ins Wasser, und wenige Minuten darauf standen wir auf festem Lande.

Bevor ich in der Beschreibung unsers, leider nur zu kurzen Aufenthaltes auf Malta fortfahre, dürfte es vielleicht nicht uninteressant seyn, etwas über die frühern Schicksale der Insel und jenes berühmten Ordens, der von ihr den Namen lieh, zu sagen, da in der Folge mancher Gegenstand berührt wird, welcher sein Interesse hauptsächlich durch die Geschichte erhält.

Im Jahre 1048 n. Ch. ward in Neapel ein Orden gestiftet, welchem es zum Hauptgesetz gemacht wurde, die zum heiligen Grabe nach Palestina wallfahrenden und auf ihrer Reise erkrankten Pilgrime zu pflegen, oder die Wunden der Zurückkehrenden zu heilen. Erst im Anfange des zwölften Jahrhunderts verband der Ordens-Vorsteher, Raymund du Puy, noch einen andern großartigeren Zweck mit demselben, nämlich für die Sicherheit dieser Pilger zu sorgen, und sie zu vertheidigen gegen die Wuth der Saracenen, deren Angriffen sie auf ihrer Reise ausgesetzt waren. So theilte sich der Orden der

Hospitaliter in zwei Klassen — die Eine behielt die Krankenpflege, die Andere handhabte das Schwert, und es bildete sich also ein weltlicher Orden, ein Mittelding zwischen Geistlichen und Ritter. — Dieser erfüllte seinen Beruf, besonders Anfangs, auf die edelste Art. Eben so wie der arme Pilger, dessen Körper den ungeheuern Anstrengungen und Entbehrungen, welchen er in einem unwirthbaren Lande, von Feinden umgeben, ausgesetzt war, erliegend, bei den frommen Brüdern eine sichere Zuflucht, eine pflegende Hand fand, traf er auch auf dem Schiffe, welches ihn hinüber trug an den gesegneten Strand, nach welchem sein Sehnen und Hoffen ging, überall rüstige Kämpfer, welche uneigennützig, bloß um der guten Sache willen, willig ihr Blut, ihr Leben hergaben, im Kampfe mit den unzähligen Raubschiffen der Saracenen, welche nach Beute, Christenblut und Sclavenerwerb lüstern, in allen Richtungen die Meere durchkreuzten; selbst im heiligen Lande angekommen, umringte ihn eine Schaar frommer Ordensmänner, und führte ihn schützend bis an die Stätte, wo der Gottmensch gelitten und gestorben, und wo die leidende Menschenseele Trost und Frieden suchte. Ein hohes Gefühl und reger Eifer für die Ehre des Kreuzes, hatte die Mitglieder des Ordens außerordentlich vermehrt, so daß sie sich in Palästina einen festen Sitz bildeten, den sie beinahe ein ganzes Jahrhundert lang standhaft behaupteten. Endlich mußten sie doch weichen, eroberten aber Cypern, und als sie auch dieses verlassen mußten, die Insel Rhodus zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, welche sie 200 Jahre lang behielten, und von der sie den Namen Rhodiser annahmen.

Doch sie waren dem Halbmonde eine zu furchtbare Macht, als daß er sie, so nahe dem Herzen seiner Staaten, im ruhigen Besitze ihrer Eroberung gelassen hätte; sie waren den Moslims, welche von ihnen unaufhörlich bekämpft und oft besiegt wurden, zu verhaßt, als daß diese nicht alle Mittel zu ihrem Verderben versucht hätten. Rhodus war also den Angriffen der Saracenen unaufhörlich ausgesetzt, und nur die an das Wunderbare gränzende Tapferkeit der Ordensritter konnte, durch zwei Jahrhunderte, der Wuth ihrer Feinde trotzen. Endlich erreichten die Angriffe unter Soliman II. den höchsten Grad; sie waren zu gewaltig für die im Verhältnisse zum Feinde so geringe Anzahl Vertheidiger. Rhodus

unterlag im Jahre 1522 nach ungeheuern Anstrengungen den Türken, und war dem Orden für immer verloren.

Die Ritter zerstreueten sich in mehrere Städte Europa's, bis endlich Karl V. ihren Wünschen nach einem Vereinigungspunkte nachgab, und ihnen die Inseln Malta, Gozzo und Cumino als Besitzthum anwies, unter der Bedingung eines ewigen Krieges gegen die Ungläubigen und besonders gegen die afrikanischen Raubstaaten, welche so oft ihre verheerenden Schwerter gegen die Küsten Unteritaliens zückten.

Die Bevölkerung der drei Inseln stammt aus der grauesten Vorzeit, von der die Geschichte nur wenige dunkle Andeutungen zu uns herüber brachte. Wahrscheinlich waren sie von asiatischen und griechischen Handelsleuten bewohnt, denen ihre wichtige Lage nicht unbekannt geblieben seyn mag. Erst zur Blüthezeit Chartagos, dem sie angehörten, hob sich ihre Kultur; sie bildeten einen Hauptwaffenplatz dieser Macht im mittelländischen Meere, von wo aus sie ihre Züge gegen Rom bequem unternehmen konnten. Als aber die Römer Meister blieben und Chartago unterging, kam auch Malta an die Sieger, bis auch diese nach und nach der zerstörenden Zeit unterlagen, worauf die griechischen Kaiser Herren der Inseln wurden, und sie bis 818 n. Ch. beherrschten.

Da stürzten sich die wilden Schaaren aus Osten her über Europa, die Moslims besiegten die Bekenner des Kreuzes, und auch Malta war nach einer heldenmüthigen Vertheidigung die Beute jener arabischen Horden, welche die ganze Nordküste Afrika's überschwemmten. Da entzog sich ein Theil der Bevölkerung der Sklaverei durch die Flucht, der Andere verblutete unter dem Schwerte der Eroberer, welche nun die Insel neu kolonisirten. Aber Handelsinteresse brachte mit dem allmäligen Legen des Sturmes, auch wieder Europäer, besonders Italiener und Neugriechen herüber, welche sich nach und nach mit den arabischen Einwohnern vermischten, und so ein eigenthümliches Volk bildeten, dessen Abkunft sich noch jetzt in der Sprache und in den Gebräuchen der Malthesei kund gibt.

Der ungeheuere Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, welcher so viele Tausende von Kämpfern auf den geheiligten Boden Palästina's führte, unterwarf Malta wieder den Christen, deren Religion seine Bewohner allgemein annahmen (1130); doch wohl

nicht so gutwillig und plötzlich, wie so manche Sage in dem Munde des Volkes bezeugen will.

Endlich im Jahre 1530 schenkte Karl V. die Insel den aus Palästina vertriebenen Ordensrittern des heil. Johannes, in deren Besitz sie bis auf die neuesten Zeiten verblieb.

Der alte Haß der Saracenen gegen diesen Orden war nicht gelöscht, und konnte es nie werden; denn kaum hatten Letztere Besitz von ihrem neuen Eigenthume genommen, so waren sie bemüht, die Bedingnisse zu erfüllen, unter welchen es ihnen überlassen ward, und unausgesetzt wendeten sie ihr Schwert gegen die Schiffe der Ungläubigen, welche raubend und mordend, die Meere durchkreuzten. Freilich setzten sie dadurch sich selbst und ihre Insel den wüthenden Angriffen der Türken aus, welche oft mit ungeheuerer Macht unternommen wurden, allein die trefflichen Vertheidigungsmaßregeln und die Tapferkeit der Vertheidiger, ließen die Fahne des Kreuzes nie sinken. Valetta, die neue Hauptstadt der Insel wurde mit furchtbaren Werken umgeben, und nebst diesen wurde jeder zugängliche Punkt der Küste, so wie jetzt noch, durch Castelle oder Vertheidigungsthürme bewacht.

Ein paar Jahrhunderte lang wurde an der Befestigung der Insel gearbeitet, abgerechnet was in der Zwischenzeit durch die öfteren Belagerungen der Türken wieder zerstört wurde. Ungeheuere Summen wurden dazu verwendet, welche dem Orden aus den unermeßlichen Besitzungen zuflossen, die er in allen Ländern Europa's sein nannte, abgesehen von den bedeutenden Geschenken, welche er, „die Vormauer der Christenheit," von verschiedenen Regenten erhielt, besonders von solchen, deren Staaten den Angriffen der durch die Unterstützung der Pforte so mächtig gewordenen Barbaresquen ausgesetzt waren.

Eine der glänzendsten Thaten des Ordens, die Vertheidigung Valetta's gegen die ungeheuern Schaaren Soliman's im Jahre 1565, also wenige Jahre nach der Besitznahme der Insel, verdient eine besondere Erwähnung, da sich dabei die Tapferkeit seiner Mitglieder in ihrer schönsten Größe zeigte.

Der Sultan, erzürnt über Spanien, dessen Schiffe ihm seine Verbindung mit den Korsaren in Algier abgeschnitten, rüstete eine starke Flotte aus. Sein erster Anfall galt aber den Maltheser-Rit-

tern, weil diese ein für ihn bestimmtes Schiff mit schönen Weibern, welche ihm die Algierer zum Geschenke machten, weggenommen. Der Großmeister Johannes von Lavallete Parisot, bekommt noch zeitlich genug Nachricht von der ihnen drohenden Gefahr, und alsobald rüstet er sich zum kräftigsten Widerstande, wozu er noch durch die Aufforderung König Philipps II. von Spanien und durch dessen Versprechen der bestmöglichsten Hülfe bestärkt wird. Die Festungswerke von Valetta werden in den besten Stand gesetzt; 10,000 streitbare Männer in Italien geworben, und an alle Ritter des Ordens, welche in den verschiedenen Ländern Europa's vertheilt sind, ergeht die dringendste Aufforderung, sich schleunigst nach Malta zu begeben, in Folge dessen auch wirklich 700 Ritter und 8500 Kreuzsoldaten zusammen kommen.

Spanien schickte eine Hülfsflotte unter den Befehlen des D. Garcias de Toledo nach Messina, welcher aber den Auftrag erhielt, nur dann hervorzubrechen, wenn die Belagerung einen für den Orden übeln Ausgang zu nehmen drohte; denn nicht umsonst wollte der schlauberechnende Philipp seine Schiffe dem unsichern Schicksale des Kampfes Preis geben, und nur die Furcht, daß sich die türkische Macht, nach dem Gelingen ihres Zerstörungsplanes, gegen die Küsten von Spanien wenden könnte, was ihm in diesem Zeitpunkte besonders verderblich schien, bestimmte ihn, jene bedeutende Seemacht in Bereitschaft zu halten. Um die Mitte Mai's erschienen die Türken. Vierzigtausend Janitscharen unter Mustapha ertrotzten die Landung, und gingen auf Valetta los, während die Seeräuber Dragut, Hassem und Piali mit einer Flotte die Stadt von der Seeseite bloquirten. Da machte der Ordensmarschall von Cozier den ersten Ausfall; 1500 Türken unterlagen seinem sieggewohnten Schwert, und jeder wollte in diesem guten Anfange ein Zeichen des künftigen Gelingens sehen.

Ungeheuer waren die Anstrengungen der Türken bei den unzähligen Stürmen auf die verschiedenen Kastelle; ungeheuer die Anstrengungen der Vertheidiger. Der Großmeister befand sich im Fort St. Elmo, und auf dieses, als den wichtigsten Punkt der Stadt, war der Hauptanlauf der Türken gerichtet. Gegen zwei Monate lang dauerte schon die Belagerung, und die Noth der Belagerten fing an aufs höchste zu steigen; denn es waren nicht nur schon

viele der Tapfern gefallen, daher das Zurückschlagen der Angriffe einen viel größern Kraftaufwand der Uebriggebliebenen erheischte, sondern auch die Lebensmittel waren ausgegangen, da jede Zufuhr sowohl zu Land als zur See abgeschnitten war, und kaum vermochten sie noch ihre Lebenskraft mit der elendesten, ja eckelhaftesten Nahrung zu fristen. Sehnsüchtig wendeten sie den Blick gegen die Küste Siciliens, wo die spanische Flotte, ihr einzig noch übriges Rettungsmittel, lag, aber Stunde auf Stunde verrann, Tag auf Tag ging vorüber, und immer umsonst blieb ihr Hoffen auf Entsatz.

Da kam der 23. Juli heran, und die Türken rüsteten sich zu einem Hauptsturm. Das Bewußtseyn sagte den Vertheidigern, daß sie ihn nicht mehr abschlagen könnten, denn ihre Kraft war gebrochen, und nur Trümmer trennten sie noch von ihren wüthenden Feinden. Da gaben sie sich noch einmal brüderlich die Hand, nahmen rührenden Abschied von einander und dem Leben, fest entschlossen, dasselbe so theuer als möglich zu verkaufen. Der Donner der Geschütze rief sie auf die Wälle. Mit furchtbarem Geschrei drangen die dichten Schaaren der Ungläubigen herauf; den Platz jedes Gefallenen füllten zehn andere aus. Wie Löwen, welche ihre Höhle gegen eine Schaar Tieger vertheidigen, kämpften die Männer des Kreuzes, einer um den andern wurde durch das feindliche Schwert dahingerafft, immer weiter und weiter zurück wurde das geringe Häuflein der noch übrigen gedrängt. Plötzlich erschallt donnerndes Siegesjauchzen, die Türken hatten das Kastell erstiegen, die Fahne des Kreuzes ward herabgerissen, und glänzend erhob sich der Halbmond auf der Mauer St. Elmos. Nur einer der Ritter war übrig geblieben, der Großmeister Parisot und einige Soldaten. Sie warfen sich in die Fluth, und schwammen hinüber zum Fort St. Michael, wo sie von den daselbst befindlichen Ordensrittern aufgenommen wurden. — Valette Parisot, obgleich aus vielen Wunden blutend, übernimmt auch hier das Kommando, denn schon rüsten sich die Sieger zu neuen Stürmen. Beinahe einem Schutthaufen gleich, lag St. Michel schon in Trümmern, und dieselben Drangsale des Hungers, wie zu St. Elmo, waren auch hier eingetreten. Da traten die Ritter im Kriegsrathe zusammen, und machten dem Großmeister den Vorschlag, sich in

das noch besser erhaltene Fort St. Angelo zurückzuziehen. Der ehrwürdige Greis aber trat in ihre Mitte und sagte: „nein, meine Brüder, wir müssen unsere Besorgniß nicht zu erkennen geben, das heißt, wir müssen siegen oder sterben. Kann ich in meinem Alter wohl einen ehrenvollern Tod sterben, als mit meinen Brüdern im Kampfe für die Religion!" Und abermals rüsteten sie sich zum kräftigsten Widerstande. Da ertönt eines Morgens ein Ruf der Freude im Fort, daß die Ungläubigen staunend umherblickten. Und sie sahen die See mit Schiffen bedeckt, auf welchen die Flagge Spaniens flatterte. Don Garcias hatte durch seine Kundschafter den Fall St. Elmo's vernommen, und nun schien es ihm höchste Zeit, herbeizueilen, sollte nicht Alles verloren gehen. Ein Theil seiner Flotte warf sich auf die Schiffe der Seeräuber, der andere landete seine Truppen, welche kampflustig gegen Mustapha's Janitscharen vorrückten. Ein fürchterlicher Kampf begann, denn die Ordensritter machten einen wüthenden Ausfall im Rücken des Feindes. Mustapha zieht sich gegen den Hafen. Bald ist der Halbmond von St. Elmo herabgeworfen, und das Kreuz leuchtet segnend auf seine Streiter. Unfähig sich zu halten, wollen sich die Saracenen auf ihre Schiffe retten, doch nur einem Theile gelingt dies. Die Uebrigen werden entweder zusammen gehauen oder finden ihren Tod in den Meeresfluthen. Malta ist befreit.

So wurde der Orden von einer Gefahr befreit; der Größten, so lange er im Besitze von Malta blieb. Zwar wiederholten sich noch mehrere Angriffe der Türken, diese waren aber nur gering gegen jenen, und durch den Muth der Ordensritter bald abgeschlagen.

Der größere Theil der Vertheidiger hatte während der Belagerung den Tod gefunden, und furchtbar zertrümmert lagen die Werke Valetta's. Philipp II. hatte dem muthigen Ausharren des Ordens das Meiste zu danken, seine Staaten entgingen dadurch einer großen Gefahr. Zum Danke zahlte er auch einen beträchtlichen Beitrag zum Aufbaue der zerstörten Werke Valetta's; dem tapfern Großmeister aber schickte er ein Schwert und einen Dolch mit goldenem Griffe und mit Diamanten verziert, zum Andenken an seinen Heldenmuth.

Der Orden blieb von nun an wieder in immerwährenden Kampfe mit den Türken und mit den afrikanischen Seeräuberstaaten. Glänzende Waffenthaten erzeugten gewöhnlich die ersten Auszüge der jungen Ritter, welche oft mit Beute beladen, oder mit ganzen Schiffsladungen von, aus der Sclaverei befreiten Christen heimkehrten. Auf ihre Tapferkeit und ihr gutes Glück pochend, wagten sie aber auch oft zuviel, und als sie im Jahre 1760 durch einige unglückliche Gefechte beinahe ihre ganze Seemacht geopfert hatten, sahen sie sich der Gefahr ausgesetzt, von den Türken in Valetta ausgehungert zu werden. Sie waren in dieser Noth gezwungen, die Vermittlung Frankreichs anzusprechen, welches mit den Türken, zu Gunsten des Ordens, einen Vertrag abschloß, wodurch ihren ewigen Kämpfen ein Ziel gesteckt wurde. Dadurch aber sank der ritterliche Geist immer tiefer und tiefer, und das, was einst so glänzend da gestanden, wandelte sich mit der Zeit zum bloßem Spielwerke. Doch nicht allein der sinkende ritterliche Geist war die Ursache des allmäligen Verschwindens der Maltheser-Ritter aus den handelnden Personen der Weltgeschichte; das Fortschreiten der Civilisation, die sich verändernden Ansichten des Menschengeschlechtes — der Zeitgeist — trug das Meiste dazu bei.

Schon im sechzehnten Jahrhundert machte sich die englische Zunge vom Orden los; die drei Französischen während der Revolution — ihre ungeheuern Besitzungen in Frankreich wurden Nationalgut. Die beiden spanischen Zungen hörten nach dem Frieden von Amiens auf, die deutsche und italienische in der neuesten Zeit.

Napoleon griff im Jahre 1798 auf seinem Zuge nach Egypten Malta an, welches ihm der damalige, letzte Großmeister, Baron von Hompesch, ohne Schwertstreich übergab. — Zwei Jahre darauf belagerten die Engländer Valetta, und erzwangen die Uebergabe durch Hunger.

Mehreremal versuchten die in allen Ländern zerstreuten Ordensritter ihr altes Besitzthum wieder zu gewinnen. Sie wählten Paul I. von Rußland zu ihrem Großmeister, der jene Kapitulation mit den Franzosen für ungültig erklärte. Der Frieden von Amiens (1802) sollte dem Orden auch wieder die drei Inseln zurückgeben; allein die Engländer blieben Herren derselben, und der Pariser Friede von 1814 bestätigte sie in dieser Eigenschaft. Malta dient

ihnen seitdem als ein Sammelplatz ihrer Schiffe im Mittelmeere, von wo aus sie bequem sich nach drei Welttheile wenden können; als das bequemste Depôt der unzähligen Waaren, welche das Mutterland jährlich besonders nach dem Orient schickt. — Sie erhalten die Befestigungen Valetta's nnd aller drei Inseln in dem besten Zustande; 6000 Mann auserlesener Truppen sichern sie vor dem Schicksale ihrer Vorgänger.

Wie schon gesagt, hatten wir sobald als möglich unser Schiff verlassen, und ließen uns ans Ufer bringen. Mit einem Gefühle hoher Begeisterung betrat ich nun das Land, welches Jahrhundertelang der Schauplatz erhabener Thaten war; ein Land, um dessen Besitz so viele Tausende von Menschenleben geopfert wurden. Wie mancher biederer Kämpfer mag von der Stelle, auf welcher jetzt mein Fuß haftete, das fernhintragende Schiff bestiegen haben, um für immer von seinen Brüdern zu scheiden; wie mancher wird ruhmgekrönt hier gelandet haben, um sich den Dank für seine Tapferkeit vom großen Meister seines Ordens zu holen! —

Bald ward ich aber aus diesen schönen Träumen meiner Phantasie auf eine nicht sehr liebliche Weise gerissen. Mit unbändigem Lärm sammelte sich nämlich, wahrscheinlich durch die Neuheit unserer fremdartigen Gestalten herbeigezogen, ein Schwarm des lumpigsten Gesindels das mir jemals vorgekommen, um uns. Einige bettelten, Andere boten uns Früchte und allerlei Kleinigkeiten zum Verkaufe; die meisten aber wollten uns als Führer dienen. Da nützte kein Abwehren, kein Drohen, ja nicht einmal die von den uns begleitenden Matrosen ausgetheilten derben Püffe; immer zudringlicher wurde der rohe Haufe, und durch Winke und Stösse suchten uns die Einen auf die Güte ihrer Waare aufmerksam zu machen, oder die Andern ihre Wünsche und Bitten zu bekräftigen. Wir mußten also mitten unter dem schreienden Gewühle durch die Stadt ziehen, und waren hoch erfreut, als wir in einem Kaffehhause Schutz gegen die Zudringlichen fanden. — Hier nahmen wir einige Erfrischungen ein, und freueten uns dabei, wenigstens für ein paar Mahlzeiten der magern Schiffskost — dem Böckelfleisch und Stockfisch — entronnen zu seyn, während man uns Miethpferde besorgte, um den, eine Stunde von Valetta auf seiner Villa wohnenden österreichischen Konsul aufzusuchen, und mit ihm den

Plan zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten Malta's zu entwerfen. In wenigen Minuten standen wenigstens dreimal so viel Pferde in Bereitschaft vor unserer Thüre als wir bedurften, und mit jedem ein paar Leute, welche, um unsere Wahl auf ihr Eigenthum zu leiten, die besonders guten Eigenschaften ihres Thieres auf die ungestümmste Weise bekannt gaben, unbekümmert, ob wir ihre Sprache verstanden oder nicht. Wir konnten uns nur dadurch befreien, daß wir uns schnell auf die Pferde warfen, und uns durch einen scharfen Trab ihren Blicken entzogen. Nur einige Knaben hielten Schritt mit uns, und bothen sich, als wir langsamer ritten, an, nach der Landessitte, unsere Pferde am Zügel zu führen, was wir auch gerne gestatteten, um uns desto ungestörter den Betrachtungen all der fremdartigen Gegenstände hinzugeben, welche uns überall entgegen traten.

Es war indessen Nacht geworden; der Mond tauchte seine Silberscheibe aus den Meeresfluthen, deren Brandung zu uns herüberschallte, und warf die langen Schatten der hohen Steinmassen weit in den Hafen hinaus, an dessen Gestade wir langsam dahinzogen. Hunderte von Lichtern und Feuern zitterten auf dem ruhigen Wasserspiegel wie ferne Irrlichter, und nur die Gesänge der auf den Fang ausziehenden Fischer, oder der gedehnte Ruf einer einsamen Schildwache auf den Wällen, tönte durch die stille Nacht. Kühlend wehte ein leichtes Lüftchen von der See herüber, Erquickung verbreitend nach der drückenden Hitze des Tages. Ich werde nie den Genuß vergessen, den mir der Zauber dieser südlichen Mondnacht verschaffte.

Wir fanden die Familie des Konsuls sammt einer ziemlich bedeutenden Gesellschaft im Garten vor der Villa. Einige spielten Karten beim Lichte großer Wachsfackeln, während sich die jüngeren Leute mit muntern Gesprächen belustigten.

Die meisten wohlhabenderen Malteser bringen den Sommer auf dem Lande zu, und fliehen die unerträglich erhitzte Luft zwischen den Mauern ihrer Städte. Draußen ist aber das Klima äußerst angenehm, denn ein paar Stunden des Tages ausgenommen, welche man in Italien zur gewohnten Siesta benützt, wehen immer kühlende Lüfte von der See her, und lassen es vergessen, daß man in einem so südlichen Breitengrade lebt.

Die Verabredung für den künftigen Morgen war mit dem Konsule getroffen, und wir ritten in die Stadt zurück. Als wir vom Pferde stiegen, erhob sich wieder ein furchtbarer Tumult. Hundert Hände streckten sich nach der Bezahlung für die Pferde aus, und eben so viele für das Satteln, für das Führen u. s. w. Wir warfen dem Nächststehenden das Geld hin, und benützten den Augenblick, wo sich der ganze Haufe darum zankte und raufte, um unbemerkt dem Hafen zuzueilen, wo wir uns auf unser Schiff führen ließen, um dort neue Kräfte für den kommenden Tag zu sammeln, denn nur noch 24 Stunden sollte es uns vergönnt seyn, auf Malta zu weilen, und viel gab es des Sehenswerthen, wie uns der Konsul gesagt.

Der früheste Morgen des folgenden Tages sah uns schon zu Pferde. Die Cita vecchia (alte Hauptstadt der Insel), war das erste Ziel unserer Wanderung. Wir zogen durch die Thore Valetta's und durch ausgedehnte Werke des Forts Floriana, welches die Landseite der Stadt vertheidigt, und so viel ich mich entsinne, ein sehr schön angelegtes wohlerhaltenes Hornwerk bildet. Aber der Anblick der sich uns, sobald wir im Freien angelangt, darbot, war ein ganz anderer, als sich ihn unsere rege Phantasie gestern in der Dunkelheit ausgemalt hatte. Es schien, als liege die Insel ganz wüste und unfruchtbar da. Außer ein paar Dattelpalmen, welche ihre vereinzelten Blätterkronen aus irgend einem ummauerten Garten emporhoben, und einigen baumhohen Stämmen der unförmlich gestalteten indischen Feige — Cactus apuntia — sah man fast keine Vegetation. Alles hatten die glühenden Sonnenstrahlen versengt. Die abgeärnteten Felder lagen gelb und öde da, zerrissen durch unzählige breite Furchen, von der Hitze erzeugt. Noch trauriger wird der Anblick der Gegend dadurch, daß die Landleute, welche ihre Felder mit größtem Fleiße von Steinen reinigen, kleine Mauern von diesen Steinen um dieselben errichten, wodurch also das Land, so weit das Auge reicht, von einem steinernen Netze bedeckt scheint. Indessen besitzet Malta doch eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Es gedeihen nicht nur alle Südfrüchte und das Zuckerrohr in der größten Vollkommenheit, sondern auch das Getreide; nur ist dieß letztere für den Bedarf der Bevölkerung, welche im Verhältniß zu England das Fünffache auf die Quadratmeile be-

tragen soll, nicht hinreichend, und das Fehlende muß aus Sicilien geholt werden. Das Haupterzeugniß Malta's ist aber die Baumwolle, welche im März gesäet und schon im September geärntet wird. Die Ausfuhr dieses Artikels ist außerordentlich groß. Wald kommt nur sehr wenig in südwestlichen Theile der Insel vor; der Bedarf an Holz wird ebenfalls aus Sicilien oder von der Nordküste Afrikas herbeigeführt. Allein derselbe ist nicht sehr groß, denn das Klima ist selbst in den Wintermonaten so mild, daß es niemals friert, und daher kennen die Einwohner die Zimmerheizung kaum dem Namen nach.

Man muß wirklich staunen, wenn man die Fülle der Naturproducte dieses Eilandes betrachtet, und bedenkt, daß der Boden aus unwirthbarem Fels besteht, so daß die Erde, welche jetzt so Vieles erzeugt, erst mühsam aus Sicilien oder Afrika zugeführt werden mußte. Daher wird aber auch jedes Fleckchen Landes sorgsam benützt, und mit unendlichem Fleiße sieht man die Felder bearbeitet.

Wir ritten durch das kleine Städchen Pinto, das ein traurig düsteres Ansehen hat. Die Häuser von kleinen gelblichen Quadern erbaut, sind ungetüncht, und nach italienischer Bauart, mit Terassen versehen, die Fenster sind gegen die rückwärts gelegenen Gärten angebracht, und nur die gegen die Straße zu offene Thüre erlaubt einen Blick auf das Innere derselben.

Wir begegneten vielen Landleuten, welche auf den Markt nach Valetta zogen. Dieß war die einzige Gelegenheit, einige Bemerkungen über die Bewohner der Insel zu machen; denn da es während unsers so kurzen Aufenthaltes blos unsere Aufgabe seyn konnte, die Ueberreste vergangener Zeiten zu besehen, so konnten wir uns auch mit der Beobachtung der Gegenwart nur im Vorbeigehen beschäftigen.

Die eingebornen Malthesser sind von mittelmäßigem Körperbau, haben eine sehr gelbbraune Gesichtsfarbe, starke Backenknochen, schwarze Haare, blitzende Augen und sehr weiße Zähne. In ihrer ganzen Bildung zeigt sich also das Blut, aus dem sie entsprossen, nemlich ein Gemisch von Arabischem und Italienischem. Die Tracht der Männer ist ein weites blaues Beinkleid, oft nur bis zu den Knieen reichend; ein Hemd von gleicher Farbe, oder auch nur ein zugeknöpftes Leibchen; eine blaue oder weiße Binde um

den Leib und auf dem Kopfe eine rothe Fischermütze, deren sehr langer Zipfel über die Schulter herabhängt. Die Weiber haben schwarze Röcke mit einem breiten blauen Streifen, in der Höhe des Kniees verbrämt, und als Kopfputz ein schwarzseidenes Mäntelchen (Mantilla) welches bis über den Nacken herabhängt, und zu einem hübschen Mädchenkopfe eine recht artige Drapperie bildet.

Um weitere Wege zurückzulegen, bedienen sich die Maltheser der Maulthiere, welche hier von einer besonders großen und starken Raçe sind. Sie werden sogar häufig nach Spanien verführt, und haben eine Art von Berühmtheit erhalten. Ueber einen hohen Sattel liegen zwei große Hängkörbe, entweder mit Waaren thurmhoch bepackt, oder den Eigenthümer des Thieres selbst enthaltend. So sieht man oft in jedem der beiden Körbe einen Menschen wie auf einem Damensattel sitzen, welche sich vereint, mit einem großen Sonnenschirme, einem wahrhaft beweglichen Dache, gegen die sengenden Sonnenstrahlen schützen, und mit einem eben so monströsen Fächer Kühlung zufächeln. In den Städten ist aber auch eine Art zweirädriger Kaleschen gebräuchlich, die von einem Pferde oder Maulthier in der Gabel gezogen werden. Der Kasten des altmodischen Wagens sitzt weit vor den Rädern, was dem Fuhrwerke ein ganz abentheuerliches Ansehen verschafft, um so mehr als der Kutscher nicht mit auf dem Wagen sitzt, sondern, indem er das Thier am Zügel führt, um es anzueifern fluchend und schreiend nebenbei läuft.

Uebrigens scheinen die Bewohner Maltas in jeder Hinsicht große Aehnlichkeit mit den Süditalienern zu haben, vielleicht wenige Gebräuche ausgenommen, welche ihnen noch von ihren arabischen Stammältern ankleben. Selbst ihre Sprache hat in ihren Lauten viel Aehnliches mit der Italienischen, nur ist sie härter und der vielen Gurgellaute wegen äußerst widerlich anzuhören.

Wir waren schon ziemlich lang geritten, und die Hitze machte uns den Ritt fast unerträglich — als wir zu einer schönen Acazienallee gelangten, welche, wie man uns sagte, zu einer Villa des englischen Gouverneurs von Malta führte. Unser Führer versprach, uns dort einen sehr schönen Garten zu zeigen, und wir ergriffen mit Vergnügen die Gelegenheit, uns ein wenig im lang entbehrten Schatten zu kühlen.

Das Haus, im italienischen Style ganz einfach erbaut, both außer einer sehr zierlichen Einrichtung, in welcher sich zugleich der comfortable Geschmack des brittischen Besitzers zeigte, wenig Beachtenswerthes. Desto interessanter war aber, zumal für uns Nordländer, der Garten. Schon im Hofe standen an den Wänden eine Menge Blumen und Gewächse, unter denen besonders die riesenhafte Größe einiger Pelargonien, die sich — so viel ich mich erinnere — bis an das Dach des Gebäudes hinanzogen, mein Erstaunen erregten. Der Garten schien mir einer jener Feenhaine zu seyn, welche uns in Tausend und einer Nacht so oft beschrieben worden. Ganze Wäldchen von Orangenbäumen mischten ihre Düfte mit den blühenden Akazien; Rosenbäume, in verschiedenen Farben prangend, schienen wetteifernd ihren alten Ruhm behaupten zu wollen; denn schon zu der Römer Zeiten waren die Rosen von Malta wegen ihrer Pracht und ihres vorzüglichen Geruches berühmt. Besonders schön nahmen sich aber die Granatbäume aus, deren rosenähnliche Blüthen kaum die grünen Blätter vorscheinen ließen, und der Leander, der hier zum starken Baume gedeiht. Zwischen diesen Baumpartien waren Beete angelegt, mit Flora's ganzem Reichthume überschüttet, und in der Mitte all' dieser Tausende von Gewächsen und Blumen, von denen der größere Theil bei uns nur in Glashäusern fortkommt, stand die riesige Gestalt einer Agave, ihren bei drei Klafter hohen Blüthenstengel, wie eine Königin des Gartens, emporstreckend.

Die Terasse eines Pavillons both uns eine wunderbar schöne Fernsicht über die ganze Insel, die Stadt Valetta und die See dar, auf welch letzterer sich unzählige Fischerbarken mit ihren bunten Segeln wiegten.

Gerne hätten wir recht lange diesen bezaubernden Aufenthalt genossen, um so mehr, als die Hitze immer drückender zu werden anfing; allein die Zeit war uns knapp zugemessen, und daher blieb nichts übrig, als bald wieder unsere dürren Miethgäule zu besteigen.

Unser Weg führte von nun an immer an einer alten Wasserleitung, mittelst welcher das Trinkwasser nach Valetta geleitet wird, und both weder etwas Merkwürdiges noch Schönes dar. Die kleinen Knaben, welche uns die Pferde gebracht, folgten uns

in der entsetzlichen Sonnenhitze unablässig; kein Zureden half, sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Ritten wir im Trab — und dieß war meistens der Fall — so hielten sie sich am Schweife unserer Pferde; ging es wieder langsamer, so eilten sie zum nächsten Brunnen und kühlten sich dort ab. Oft hielten wir den Lauf unserer Pferde ein, wirklich nur aus Mitleid mit diesen armen athemlosen Geschöpfen, die um des geringen Lohnes wegen, dessen sie noch nicht einmal gewiß waren, ihre Lungen auf eine so grausame Weise aufs Spiel setzten. — So kamen wir in die alte Hauptstadt der Insel, oder vielmehr in die Ruinen einer Stadt; denn außer ein paar Kirchen, und mehreren unansehnlichen Häusern besteht Cita vecchia nur aus solchen. Sie liegt auf einem ziemlich bedeutenden Hügel, auf dessen höchstem Punkte ein Tempel der Proserpina gestanden haben soll — wahrscheinlich schon zur Zeit der arabischen Herrschaft gänzlich zerstört — und so fanden wir von dessen Daseyn unter den Ruinen nur wenige Spuren. Das Merkwürdigste der Stadt, die beiden Kirchen, sind dem heiligen Paulus geweihet, welcher auf dieser Insel das Christenthum gepredigt und jetzt ihr Schutzpatron ist. Unter dem Haupteingang der einen Kirche zeigte man uns auch eine in Felsen gehauene Höhle, welche dieser Apostel, nachdem ihn ein Seesturm auf Malta geworfen, bewohnt haben soll. Seine sehr mittelmäßig gearbeitete Statue steht darinnen. Man hält diese Höhle sehr heilig, und wohl zwanzig Menschen erwarteten uns an ihrem Eingange, um uns Stückchen von dem Felsen für Geld aufzudringen. — Die zweite Kirche ist, so wie die erstere, wohl im sehr einfachen Stile gebaut, jedoch mit Vergoldungen recht geschmackvoll verziert. Man zeigte uns ein Madonnenbild auf Holz gemalt — ein Werk des heiligen Lukas. Mehr als dieses sprach mich eine Madonna, mit Oelfarben auf Glas gemalt, an, aus deren Zügen unaussprechliche Heiligkeit und Anmuth strahlten. Niemand konnte mir den Meister dieses Bildes nennen, noch die Zeit, wann es hieher kam.

Von hier führte man uns in die Katakomben. Eine schmale Wendeltreppe, nur gerade so breit, daß ein einzelner Mensch darauf gehen kann, bildet den Eingang zu unzähligen langen Gängen, welche tief unter der Erde, sich in verschiedenen Richtungen kreuzend, in die Felsen gehauen sind. Zu beiden Seiten dieser Gänge

gelangt man in verschiedene, ziemlich regelmäßig ausgehauene Gemächer. Unser Führer, ein Mönch, behauptete zwar, daß sie den Ureinwohnern als Wohnungen gedient hätten; allein dieß ist mir aus vielen Gründen nicht sehr wahrscheinlich; denn nicht nur, daß sie so enge und tief sind, daß an eine freie Bewegung nicht zu denken ist, so fehlt ihnen auch das Tageslicht. Dann führt zu diesen Gängen, welche wenigstens eine Stunde weit in den Felsen fortlaufen sollen, nur ein einziger Eingang, nemlich jene schmale Treppe, durch welche auch wir sie betreten haben, und die guten Leute hätten wohl ein wenig zu viel Geduld haben müssen, um ihre Behausung zu betreten, wenn mehrere zugleich vor dem Thore derselben angelangt wären. Viel wahrscheinlicher scheint es mir daher, daß sie den ältesten Bewohnern der Insel zur Grabstätte dienten, und daß man vielleicht darinnen den Gottesdienst hielt. Auf letztere Idee brachte mich eine große, runde Halle, aus welcher ein Rauchfang ins Freie führt, der noch deutliche Spuren von Ruß zeigte. Ein paar steinerne Scheiben, welche in der Halle lagen, mögen vielleicht Opfertische gewesen seyn. Doch wer lüftet den Schleier dieser grauen Vorzeit; — wer löset uns die vielen Räthsel eines Zeitalters, in welchem der Erfinder der Buchdruckerkunst noch nicht erstanden war, um die Menschen zu lehren, den spätesten Nachkommen, auf eine jedem Schicksale trotzende Weise, von ihrem Treiben Kunde zu geben; eines Zeitalters, wo höchstens ein einzelner Mensch mühsam das Geschehene aufzeichnete, dessen Werk vielleicht kaum vollendet, schon dem zerstörenden Zufalle oder irgend einem rohen Eroberer in die Hände fiel, der es aus Unwissenheit oder Fanatismus den Flammen preis gab! — Um wie viel besser werden es in dieser Hinsicht unsere Nachkommen haben. Hunderte von Bibliotheken in den zwei kultivirtesten Welttheilen bewahren die Erfahrungen und Ideen unseres Zeitalters, die mühevollen Arbeiten unserer Geschichtsforscher, welche das Geschehene aus einer Epoche aufzeichneten, welche künftigen Geschlechtern so entfernt vorkommen wird, als uns die Mythenzeit der griechischen Heroen. Sie werden aber die Geschichte dieser Tage nicht im Kleide einer Fabel verunstaltet finden, nicht ihre Thaten in den Sagen des Volkes, in den Trümmern untergegangener Städte und Tempel mühsam hervorsuchen müssen; denn es steht doch nicht zu erwarten, daß mit dem

möglichen Aufhören eines Volkes mit seinen Schriftensammlungen, auch die übrigen Völker zugleich der Vernichtung verfallen werden! — Bedenkt man dieß Alles, dann steht erst der unberechenbare Nutzen, welcher aus der Erfindung der Buchdruckerkunst entsprang, in seiner vollsten Größe da; ein Nutzen, der sich bis in die unübersehbare Ferne künftiger Geschlechter verpflanzt! —

Froh, so bald als möglich der dumpfen Grabesluft zu entrinnen, welche wir in jenen unterirdischen Gängen einathmeten, eilten wir dem Tageslichte zu und unsern Pferden. Allein das war kein kleines Stück Arbeit. Unzählige Bettler hatten sich vor den Ausgang aus den Katakomben gepflanzt, und machten uns das Weiterschreiten streitig. Viele davon kamen selbst nicht mit leeren Händen, und hätten wir all' die Steine und anderen werthlosen Kleinigkeiten genommen, welche sie uns zu kaufen aufdringen wollten, wir hätten zu ihrem Transporte Lastthiere benöthigt. Mit Gewalt mußten wir uns Weg bahnen und rasch trugen uns unsere Gäule wieder nach Valetta, wo uns noch manches Interessante erwartete.

Zuerst gingen wir zu dem Gouverneur von Malta, einem brittischen Generalen. Er bewohnt den Pallast der früheren Großmeister des Ordens. Eine schöne Doppeltreppe führt zum Innern dieses ehrwürdigen, im großartigen Style gebauten Pallastes. Breite, hohe Gänge ziehen sich längs den Sälen hin, und sind mit einer Reihenfolge von Bildnissen der alten Großmeister geziert, was noch lebhaft an die frühere Bestimmung dieses Hauses erinnert.

Nicht dem so aber ist das Innere der ungeheuern Säle und Gemächer. Hier muß der alte Prunk der Vorzeit dem verfeinerten Geschmacke der Gegenwart weichen, mit dem sie auch auf das Kostbarste ausgeschmückt sind. Besonders werthvoll ist eine Sammlung Gemälde, alter und neuer Schule, welche die Wände dieser wahrhaft königlichen Gemächer ziert. Ich kann mich nicht enthalten, eine Anekdote aus dem Leben des Gouverneurs, die man uns erzählte, hier anzuführen, weil sie die edle That eines Menschen enthält, welche sonst, wie so vieles Edle in dieser Welt, ruhmlos der Vergessenheit verfallen würde.

In der denkwürdigen Schlacht von Waterloo, wo die englischen Waffen sich ein unvertilgbares Denkmal in Europa errichteten, lag der jetzige Gouverneur von Malta, damals noch eine geringere Offiziersharge bekleidend, schwer getroffen am Boden, der Gefahr ausgesetzt, durch die wüthend andringenden Franzosen vollends getödtet zu werden. Da sprang ein französischer Soldat, der ihn so hilflos liegen sah, herbei, raffte mehrere Todte zusammen, lehnte den Verwundeten daran, und vertheidigte ihn mit Gefahr des eigenen Lebens gegen die Wuth seiner Kameraden, bis sie von den Engländern zurückgeworfen wurden. Die Engländer bothen nach der Schlacht alles Mögliche auf, um diesen edlen Menschen zu finden und zu belohnen, aber umsonst; wahrscheinlich war noch in derselben Stunde eine Kugel der Lohn seiner Menschlichkeit.

Man zeigte uns den Waffensaal. Nebst einigen Rüstungen früherer Ordensritter war hier noch ein ungeheuerer Vorrath von Waffen und Kriegswerkzeugen aller Art der neueren Zeit, deren Schönheit und Güte sogleich ins Auge fiel.

Dem Pallaste gegenüber steht die Hauptwache; ober ihrem, von schönen Säulen getragenen Portale steht folgende, wohl etwas zu viel sagende Inschrift:

Magnae et invictae Brittanniae Melitensium amor et Europae vox has insulas confirmaverunt. Anno 1814.

Die Kirche des heiligen Johannes, die eigentliche ehemalige Ordenskirche, biethet sehr viel Schönes und Merkwürdiges dar, besonders für den Alterthumsforscher. Sie ist sehr reich mit Holzschnitzwerk und Vergoldungen verziert, ja, man könnte beinahe sagen, überladen.

Der Orden theilte sich, wie schon früher gesagt wurde, anfänglich in acht Zungen; nemlich in jene der Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Arragonien, Deutschland, Castilien und England. Jede hatte ihre bestimmte Anzahl Ritter, und die Angelegenheiten aller zusammen, leiteten acht Ballivi conventuali, unter dem Vorsitze des Großmeisters des heiligen Hospitals zu St. Johann von Jerusalem, Guardian der Armee Jesu Christi, Altezza eminentissima — wie sein altherkömmlicher Titel war.

Später vereinfachte sich die Eintheilung der Zungen in fünf, und jede derselben hatte in der Johanneskirche zu Valetta eine eigene Kapelle, als Begräbnißort der aus ihrer Mitte gewählten Großmeister und Ballayen, welche den Namen ihres Gründers, meistens desjenigen Großmeisters, der darin zuerst begraben ward, trägt. So heißen sie: Nickolo Contonero, Manoel, Georgio Caraffa, Chatré und Rohan. Herrliche Sarkophage sind über ihre und ihrer Nachfolger Särge errichtet, an denen man die kostbarsten Werke der Sculptur bewundert. Die Grabstätten der auf Malta verstorbenen Ritter sind aber am Boden dieser Kapellen und der ganzen Kirche angebracht, bedeckt mit viereckigen Steinplatten, mit dem musivisch gearbeiteten Wappenschilde des darunter Ruhenden. Dadurch erscheint der ganze Fußboden der Kirche wie eine ungeheuere Mosaik von Wappenschildern, was einen herrlichen Anblick gewährt.

Den Rest dieses genußreichen Tages benützte ich noch zu einem Spaziergange auf den Wällen Valettas, wo sowohl deren schöne Anlage wie die verschiedenartigen Geschütze, die auf der Seeseite standen und die Küste sammt der Einfahrt in den Hafen vertheidigen, mich sehr interessirte.

Die Sonne hatte bereits ihre Gluthen in die See getaucht, und nur eine brennende Abendröthe, welche das Firmament mit den sanfteren Farbentönen des Meeres verschmolz, rief ihren Abschiedsgruß herüber. Auch ich nahm Abschied von einem Lande, das mir in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes so viel Genuß, so viele schöne Erinnerungen aus seiner thatenreichen Vergangenheit gebracht hat. Ich nahm Abschied von Malta auf Nimmersehen; denn mit der wiederkehrenden Sonne sollten wir zur Fortsetzung unserer Reise die Anker lichten. Wieder schwebte der Mond so ruhig über dem Meere und verbreitete sein magisches Licht über Stadt und Hafen, die sanften Töne der brittischen Flügelhörner tönten bald in wehmüthigen, bald in heiteren Weisen zu mir herüber — als ich, ernst gestimmt, meine Kajüte betrat. Der anbrechende Morgen ließ mich die Insel nur noch wie einen blassen Nebelstreif erkennen.

Es erzeugt ein ganz eigenes Gefühl, wenn man sich längere Zeit fern von den Küsten in der hohen See befindet, und zwar nicht immer ein sehr Angenehmes. Der Reitz der Neuheit verschwindet nach und nach, vergebens versucht man sich die langsam verrinnenden Stunden durch allerlei Beschäftigung zu verkürzen, immer schweift der Blick — zum fernen Ufer; der Gedanke — an das Ziel der Reise. — Jede Bergspitze, welche sich bei der Annäherung an die Küste über die weite Wasserfläche erhebt — jede kleine Insel — jedes Schiff, kaum mit dem Fernrohr bemerkbar, erweckt bei dem zur See Reisenden ein hohes Interesse. Alles eilt aufs Verdeck, Jeder sieht, fragt, urtheilt über den Zweck oder die Lage des gesehen Gegenstandes, bis ihn die Entfernung, die Krümmnng des Erdballs den Blicken entzieht.

Wieder hatten wir, wie bei unserer Reise von Triest nach Malta, viel mit ungünstigem Wetter zu kämpfen. Bald hemmten widrige Winde, die uns zwangen durchs Laviren ungeheuere Umwege zu machen, den Lauf unseres Schiffes, bald trat wieder Windstille ein und das mit Achselzucken gesagte „tempo cattivo, pocco vento" war beinahe zum täglichen Morgen- und Abendgruß unserer Marineurs geworden. Indessen ist dieß Alles noch immer zu ertragen, denn im Grunde wird dadurch bloß die Geduld auf die Probe gestellt; kommt aber noch eine sogenannte Maretta dazu, so kann man es wahrlich niemanden verargen, wenn er die Probe schlecht besteht, und die Geduld verliert.

Diese Maretta — der deutsche Seefahrer sagt: die See geht hohl — wird durch unterirdische Stürme erzeugt, welche das Meer in eine furchtbare Aufregung bringen. Die Wogen wälzen sich wie große Wasserberge her, und werfen das Schiff wie einen Ball herum. Dabei ist es ganz windstill, kein Lüftchen bläht die Segel, und mildert die drückende Hitze des südlichen Himmels, vor welcher man sich nirgends zu retten vermag; denn unter dem Verdecke, dem einzigen Orte, wo man sich, zumal in den Mittagsstunden, im Schatten befindet, kann man sich wirklich eine Vorstellung von dem Zustande machen, in welchen sich jene unglücklichen Gefangenen unter den Bleidächern Venedigs befanden. So wird man oft Tage lang herumgeworfen, ohne seinem Ziele nur um eine Seemeile näher gerückt zu seyn. Keinen Augenblick vermag man fest zu ste-

hen, ja selbst im Bette liegend, muß man sich gleichsam verschanzen, um nicht herab zu fallen; es ist ein ewiges Wiegen, Stossen und Fallen, begleitet von dem nervenerschütternden Geächze und Knarren der Maste und Sparren, und dem dumpfen Anschlagen der schlapphängenden Segel gegen die Luft.

Eine solche Maretta schleuderte uns bei Sardinien im Angesicht des Hafens von Cagliari, in den wir gerne gelangt wären, wenn wir nur von der Stelle gekonnt hätten, ein paar Tage hindurch herum. Endlich kam ein ziemlich heftiger Wind von Westen, also uns gerade entgegen, und wir sahen uns wieder gezwungen, bis gegen die Küste von Tunis zu laviren. So waren neun Tage seit unserer Abreise von Valetta vergangen, ohne daß wir bedeutend vorwärts gekommen wären, als plötzlich eines Abends der Wind sich legte und im Schaume, welchen das Schiff zurück ließ, ein schwaches Leuchten zu sehen war. Dieß erregte eine allgemeine Freude auf der Corvette; denn nach der Erfahrung unserer Marineurs war dieß ein Zeichen vom kommenden Ostwind, der sich nun auch wirklich bald darauf einstellte, und uns mit einer Schnelligkeit von sieben bis acht Seemeilen in einer Stunde, frisch vorwärts trieb. Bald erblickten wir die hohen Berge der spanischen Küste, und, als sollte uns mit dem ersten Blick auf dieses Land, auch gleich eine hohe Erinnerung aus seiner merkwürdigen Vorzeit werden, so war Cap Palos bei Chartagena die erste Bergspitze, welche, uns sichtbar, aus den Wellen aufstieg. Wer erinnert sich aber nicht, daß von hier aus Christoph Colombo seine armseligen drei Schiffchen in die See steuerte, um einen neuen Welttheil zu entdecken, von dessen Daseyn man sich früher nichts träumen ließ.

Colombo, ein geborner Genueser, lebte in Lissabon. Sein Nachdenken über die Erdkunde der damaligen Zeit, vielleicht selbst manche Zufälligkeiten, leiteten ihn auf einen Gedanken, der so große Resultate hervorbringen sollte. Er sah den ungeheuern Gewinn, welchen die Venetianer durch ihren Handel nach Ostindien hatten, er sah aber auch den beschwerlichen Weg, den sie mit ihren Waaren unternehmen mußten, welche sie zu Land, durch die Küste von Suez bis ins rothe Meer brachten. Es kam ihm ferner nach den damaligen Begriffen unmöglich vor, daß sich unsere Erdkugel, welche auf einer Seite so ungeheuere Länder trägt, im Gleichge-

wichte erhalten könnte, wenn nicht auf der andern Seite ebenfalls Land wäre.

Diese Ideen beschäftigten ihn unausgesetzt, bis er wenigstens damit im Reinen war, daß sich jedenfalls, wenn man immer gegen Westen steuern würde, ein, wenn auch nicht näherer, doch gewiß minder beschwerlicher und gefahrvoller Weg nach dem reichen Ostindien finden ließe. Zu arm, um den Versuch auf eigene Kosten unternehmen zu können, mußte er hiezu Unterstützung suchen, und trug also, als ein guter Patriot, seinem Vaterlande zuerst seine Dienste an. Aber Spott und Beschimpfung war sein Loos. Er ließ sich nicht irre machen, und machte Portugall denselben Antrag, wurde aber ebenfalls abgewiesen, so wie später in Frankreich, England und Spanien. — In allen seinen Hoffnungen getäuscht, zog er sich wieder in sein Dunkel zurück, und führte das in seinen Gedanken aus, was er in Wirklichkeit auszuführen verhindert ward.

Mittlerweile war Granada den siegreichen Waffen Ferdinands und Isabellens unterlegen. Der letzte Stützpunkt der Mauren, in den Ländern auf welchen die Christen einmal ein natürliches Recht zu haben glaubten, war zusammen gebrochen. Da nahte sich Colombo wieder den sieg- und freudetrunkenen Monarchen, und brachte wiederholt seinen Antrag und die Bitte um Unterstützung seines kühnen Wagnisses vor. Ihm zur Seite stand der Prior des Franziskanerklosters Rabida bei Palos, dem er seine Entwürfe mit glühenden Farben geschildert, und noch ein paar Mönche. Sie stellten der gottesfürchtigen Isabella vor, „daß, wenn es wirklich auch jenseits des großen Oceans nach der Vermuthung Colombo's noch Länder gebe, diese wahrscheinlich von Menschen bewohnt wären, zu welchen das Licht der christlichen Religion noch nicht gedrungen sei, und daß es also allerdings ein höchst verdienstliches Werk sei, ein Unternehmen zu unterstützen, wodurch dem Himmel so viele Seelen gewonnen würden.“ Diese Vorstellung griff durch. Isabella versprach, die zur Expedition erforderlichen Schiffe auszurüsten. Aber auch jetzt noch zeigte sich ein großes Hinderniß. Durch den zehnjährigen Krieg mit den Mauren und vorzüglich durch die Belagerung Granadas war die Kassa der Königin völlig erschöpft. Colombo wäre also wohl wieder auf die Zukunft vertröstet worden, wenn nicht die Priester Isabellen für die

Sache dergestalt einzunehmen gewußt hätten, daß sie sogar ihren Schmuck verpfänden wollte, um das nöthige Geld zu bekommen. Endlich ward die Summe herbeigeschafft durch Luigi de Santangelo, Einnehmer der königlichen Finanzen, welcher das Unternehmen eifrigst beförderte; drei kleine Schiffe wurden im Hafen von Palos ausgerüstet, und Colombo, von Vielen bewundert, von der Mehrzahl aber verlacht, steuert hinaus in den bis jetzt unbekannten unermeßlichen Ocean. (3. August 1492.)

Ungeheuer waren die Gefahren, die er auf dieser Fahrt bestanden hatte. Nicht nur mit den Elementen hatte er zu kämpfen, sondern auch mit der Zaghaftigkeit und dem bösen Willen seines Schiffsvolkes, welches ihn wiederholt auf den Punkt brachte, alle bis jetzt ausgestandene Mühe vergeblich angewendet zu haben.

Endlich am 12. Oktober 1492 erscholl der Freudenruf „Land!" der große Moment war erschienen, in welchem der kühne Seefahrer seine, bis nun verspotteten Ideen, vor der Welt rechtfertigen konnte: in welchen ein neuer Welttheil, ein neues Menschengeschlecht, in der Geschichte auftreten sollte. — Indessen war die Frucht dieser ersten Reise bloß die Entdeckung einiger Inseln, von welchen Cuba und St. Domingo die Bedeutendsten sind. Mit Gold und einigen Bewohnern jener Inseln beladen, kam Colombo wieder nach Spanien zurück und trat vor Isabellen. Der früher verspottete, ja sogar als Abentheuerer Verachtete wurde nun mit hohen Ehren empfangen. An der Tafel der Monarchen berichtete er das Geschehene, und wie ein Grand von Spanien ward es ihm erlaubt, mit bedecktem Haupte vor ihnen zu erscheinen. Man ernannte ihn zum Admiral von Westindien, man rüstete ihm 18 Schiffe aus, und begleitet von einer Anzahl Kolonisten, welche das Gold in die neue Welt lockte, trat er im Jahre 1493 seine zweite Reise nach Westen an.

Hatte er früher mit der Unwissenheit der Menschen zu kämpfen, so war es dießmal der Neid, der ihn verfolgte. Doch hielt ihn dieser nicht ab, eine dritte Reise 1498 zu unternehmen, auf welcher er wirklich das feste Land von Amerika entdeckte. Seine Verfolger hatten es so weit gebracht, daß er in Ketten nach Spanien zurück geführt wurde. Er war den beobachtenden Blicken in seinen neuen Regionen zu weit entrückt; er hatte über jene Natur-

Kinder in den Wildnissen Amerika's schon zu viel Macht gewonnen, als daß es seinen Feinden in Spanien nicht hätte gelingen sollen, Argwohn gegen ihn zu erwecken. — Freilich war seine Rechtfertigung so klar, daß man ihm nicht nur nichts anhaben konnte, sondern ihm sogar eine vierte Expedition, gleichsam als Genugthuung für so viel erduldetes Unrecht, anvertraute; als er aber von dieser wieder heimkehrte, fand er seine Beschützerin, die Königinn Isabella, bereits in der Gruft ihrer Ahnen, und seine Feinde triumphirend an des Königs Seite. Alle seine Forderungen und Entwürfe wurden von nun an bloß mit schönen Redensarten beantwortet, bei denen es auch in Beziehung auf ihn blieb. Er hatte ja den schweren Grundstein zu dem Werke gelegt; für die fernere, leichte Ausführung fanden sich Dienstfertige genug, um so mehr als ihr eigener Vortheil dabei mit ins Spiel kam.

Colombo war die Citrone, deren Schale man, nachdem man ihr den Saft ausgedrückt, gleichgültig hinwegwirft. Er starb in Folge der vielen Kränkungen und Anstrengungen im Jahre 1506. Nicht einmal die Ehre sollte er genießen, daß man seiner Entdeckung seinen Namen gab; sie ward einem Abentheurer zu Theile, dem Florentiner Amerigo Vespucci, welcher der von Colombo vorgezeichneten Spur folgend, wirklich 1499, also ein Jahr später als dieser, an das feste Land der neuen Welt stieß, und mit beispielloser Frechheit seinen Namen selbst auf die Landkarten setzte.

So war dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine Entdeckung aufbehalten, welche unberechenbare Folgen nach sich zog. Aber sie konnte auch erst in diesem Jahrhundert gemacht werden, wo die Erfindung der Magnetnadel es dem Seefahrer gestattete, die bekannten Küsten zu verlassen, und sein Schiff in die hohe See zu steuern, weil ihm nun, wenn Wolken ihm den Anblick der Gestirne, nach deren Stellung er bisher seinen Lauf bemessen hatte, entzogen, nicht mehr jede Orientirung mangelte, sondern der Kompaß sein sicherer Leiter war. Mit dem Kompasse in der Hand überläßt er sich nun getrost dem wilden Spiele des Windes und der Wogen, er führt ihn immer wieder zurück auf die vorgezeichnete Bahn.

Von dem Punkte also, wo wir jetzt in blauer Ferne einige hohe Bergspitzen, die ersten auf spanischem Boden, erblickten, ge-

schah der erste Schritt zur Entdeckung der neuen Welt — von einem kühnen Geiste klug überdacht, und mit kühner Zuversicht unternommen. Hätte sein Vaterland, Genua, seinen ersten Antrag angenommen, wie so ganz anders hätte sich Europa gestaltet! So hängt das Schicksal ganzer Länder, ganzer Nationen oft vom launenhaften Zufalle ab!

Aber auch noch andere geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an jenes Vorgebirg Palos. An seinem Fuße liegt Carthagena, das alte Carthago nova, von den Carthagern erbaut, als sie im Jahre 237 v. Ch. G. unter ihrem Feldherrn Hamilcar aus Afrika herüberkamen, und nachdem sie die Celten und Iberier unterjocht, ihre Herrschaft über den größten Theil von Spanien ausbreiteten. Sie brachten die erste Cultur in das noch wüste Spanien; sie bevölkerten das Land durch Ansiedler, bauten Städte, und errichteten Häfen und Stappelplätze für ihre Handels- und Kriegsflotten. Doch beschränkten sie sich meistens auf die Küsten, um so mehr, als die bald darauf erfolgten großen Kriege mit den Römern, ihnen diese wichtiger machten, als das Innere des Landes. Nach Carthago's Fall ward auch in Spanien seine Herrschaft vernichtet. Agrippa, der Feldherr Augustus, eroberte es den Römern.

Immer mit frischem Levante (Ostwind) flogen wir an der Küste Spaniens der Meerenge von Gibraltar zu. Sehnsüchtig blickten wir nach den imposanten Sierren, welche rechts in wechselnden Formen immer höher und höher aus den Wellen stiegen; noch sehnsüchtiger aber nach vorwärts, wo das Ziel unserer Seereise, der Hafen von Algesiras, noch unsern Augen entzogen, lag. Je näher wir aber der Meerenge kamen, desto mehr hatten wir mit der Strömung zu kämpfen, welche aus dem atlantischen Ocean an der Südküste Spaniens hereinbricht, und den Lauf unseres Schiffes zum Theile hemmte. Bei ungünstigem Winde mag also wohl hier an kein Vorwärtskommen zu denken seyn. Einen herrlichen Anblick gewährten die hohen Gebirge von Granada, — die Sierra Nevada — welche mit ihren Schneespitzen die andern Gebirge weit überragt. Aber trotz all' der schönen, wahrhaft malerischen Formen, die jene Berge welche wir sahen, entfalteten, stehen sie doch den Gebir-

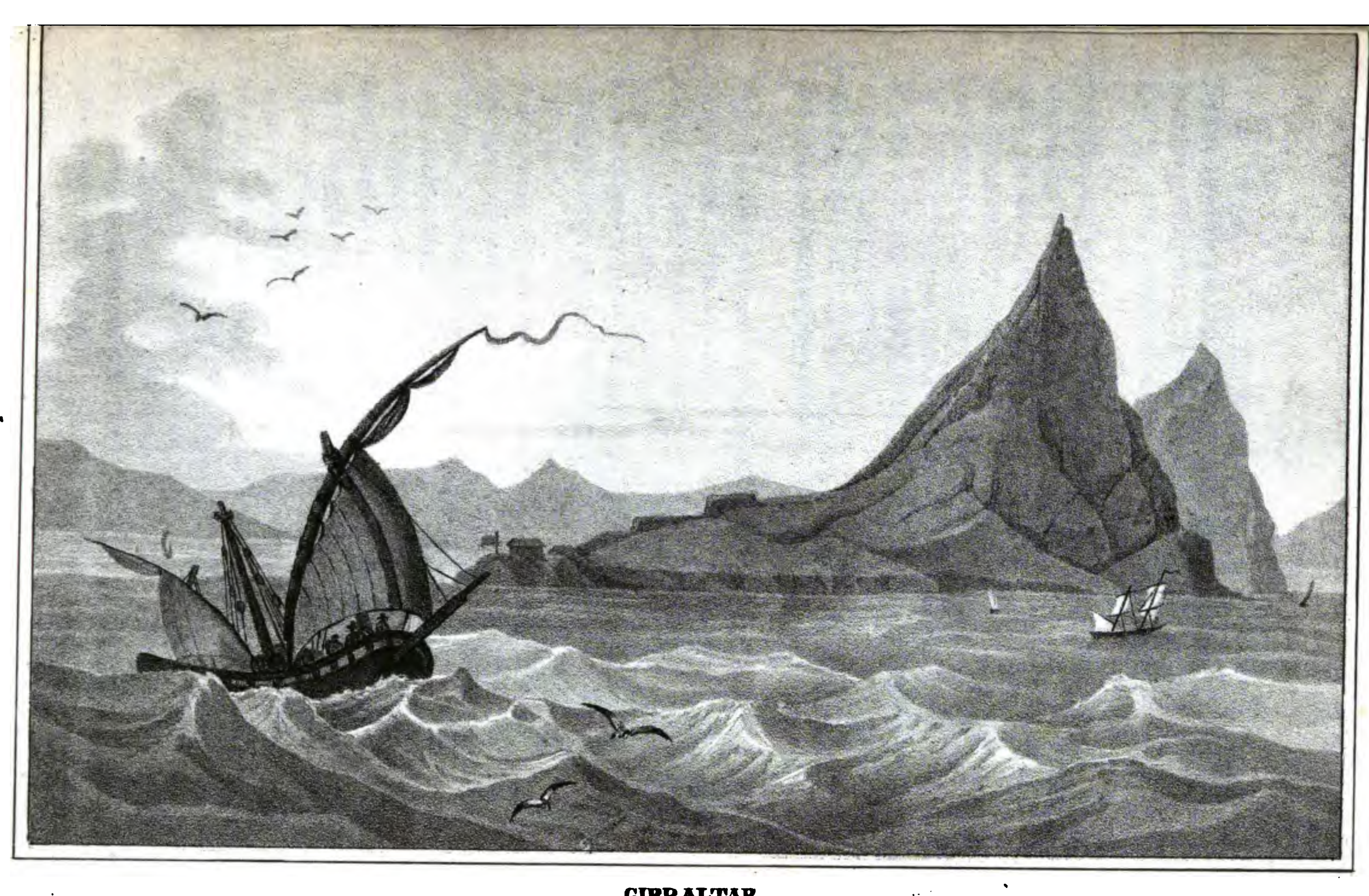
gen unseres Vaterlandes weit nach; denn sie sind schroff und kahl. Nicht ziehen sich, wie bei uns, herrliche Wälder hinauf bis zur Alpenregion; nicht bedecken frischgrüne Triften den Raum zwischen Wald und Fels. In ein röthliches Grau gekleidet, gleichen sie riesigen, zerklüfteten Steinklumpen, welche in wilder Unordnung übereinander geworfen sind. Doch diese Bemerkungen wurden in weiter Entfernung mit Hülfe des Fernrohres gemacht; es wird sich zeigen, ob sie bei näherer Beobachtung dieselben blieben! —

Die schönen und interessanten Scenen, welche der Tag unseren Blicken vorführte, als wir so längs der Küste hinsegelten, waren aber nicht die Einzigen, die uns den Rest unserer Seefahrt angenehm machten; auch die Nächte hatten einen unbeschreiblichen Reitz, um so mehr, als sie uns eine Erscheinung brachten, so überraschend, für uns so neu, daß ich nicht umhin kann, sie in diesen Blättern zu berühren. Diese Erscheinung war das Phosphoresciren des Seewassers.

Bald, nachdem unsere Segel durch Ostwind geschwellt wurden, bemerkte man in dem Schaume, den unser Schiff erzeugte wie es die Wellen durchschnitt, ein Leuchten, das immer stärker wurde, je heftiger der Wind von jener Weltgegend blies, und endlich als eine feurige Straße den zurückgelegten Weg, so weit das Auge reichte, bezeichnete. Das Licht glich dem von faulem Holze, nur daß es viel heller glänzte.

Noch bedeutend stärker sah ich diese Erscheinung später in der Bay von Gibraltar, wo sie ein Schauspiel gewährte, dessen Schönheit unbeschreiblich ist. Jede sich brechende Welle glich geschmolzenem Silber, und spritzte Millionen glühender Sternchen in die dunkle Nacht. Fuhr man in einem Boote mit mehreren Rudern, so erzeugten ihre Schläge im Wasser ein so helles Licht, daß man dabei bequem lesen konnte. Fische, die mehrere Schuh unter der Oberfläche des Meeres schwammen, waren glänzend beleuchtet, und ließen eine lichte hellgrüne Bahn hinter sich. Welchen Effekt aber während derselben die Brandung an einem felsigen Ufer erzeugt, läßt sich gar nicht ausdrücken.

Daß diese Erscheinung wirklich phosphorischer Natur ist, und nicht, wie vielleicht noch Manche behaupten, durch kleine leuchtende Seethierchen hervorgebracht wird, scheint mir unbezweifelt gewiß;



GIBRALTAR

(Südspitze)

gedruckt bei M.R.Toma in Wien

denn warum kämen diese Thierchen nur dann zum Vorschein, wenn der Wind aus Ost oder Südost kommt, wie es wirklich der Fall ist, und verschwänden plötzlich, wenn derselbe eine andere Richtung nimmt, und warum zeigt sich das Leuchten nur dann, wenn das Wasser bewegt wird? — Doch darüber mögen Männer urtheilen, denen die Natur ihre Geheimnisse offener vorlegt, als mir. Ich begnügte mich damit, den herrlichen Effekt zu bewundern, welchen das Leuchten hervorbringt, und wünsche es jedem Seereisenden, daß er diese herrliche Erscheinung nur einmal zu sehen Gelegenheit bekäme, denn wie mancher mag wohl schon jene Gegenden des Meeres durchschifft haben, ohne daß der Zufall gerade einen Ostwind wehen ließ.

Endlich waren wir Gibraltar schon ganz nahe; der ungeheure Felsenberg, welcher die südliche Spitze Europa's bildet, lag in seiner ganzen Majestät vor uns. Es ist nicht zu wundern, daß schon die Sagen der ältesten Seefahrer ihn nannten, daß ihn die graue Vorzeit an die Mythe des gewaltigen Hercules knüpfte; denn man kann sich wirklich kaum etwas Imposanteres vorstellen, als diesen Fels, der sich, scheinbar ganz getrennt vom festen Lande, 1400 Fuß hoch über die Meeresfläche erhebt. Auf der Ostseite, beinahe senkrecht abgehackt, dehnt er sich eine halbe Meile lang aus. Betrachtet man ihn aber von Süden, so gleicht er einem freistehenden Kegel, dessen Spitze einen alten Wartthurm trägt. Hier ist die sogenannte Punta dell' Europa. Erst als wir näher kamen, sahen wir die Vertheidigungswerke, welche seinen Fuß begränzen. Die brittische Flagge flattert hier stolz herab, gleichsam als wollte sie jeden Vorüberfahrenden mahnen, daß Brittania die Wächterin des gewaltigen Thores zum Mittelmeere ist. Gegenüber aber, an der afrikanischen Küste, sieht man das Cap Ceuta am Fuße des Berges Simia, der zweiten Säule des Herkules. Hier, am andern Thorpfeiler des Durchganges ins Mittelmeer, hat Spanien seine Wache aufgestellt, sonderbar genug, getrennt vom Vaterlande, sogar in einem fremden Welttheile, während Fremdlinge die eigene Küste vertheidigen. Auch ganz unbedeutend ist die Lage jener spanischen Festung, selbst nicht einmal die Natur hat so wie bei Gibraltar dafür gesorgt, sie dem Auge des Seefahrers bemerkbar zu machen. Thürmten sich nicht im Hintergrunde die Felshöhen

des Affengebirges empor, welches den Blick des Reisenden auf sich zieht, er würde sich schwerlich daran erinnern, daß dort ein Rival Gibraltar's verborgen liegt, es müßte denn seyn, daß die Kanonen der Festung zufällig ihre Gegenwart verkündeten, denn die Meerenge ist sehr schmal, und scharf dringt jener Schall bis an die europäische Küste herüber, wie ich einigemal zu hören Gelegenheit hatte. —

Die Festung Ceuta dient den Spaniern als Gefängniß für Staatsverbrecher und als Deportationsort. Sie unterhalten hier eine Wache aus Marokkanern, deren jetziger Anführer sich stolz einen Abkömmling der Könige von Granada nennt. Er mag auch immerhin stolz darauf seyn, ob aber seine Ahnherren auf ihren Nachkommen mit Stolz sehen würden, steht etwas zu bezweifeln.

Es macht einen eigenen, erhebenden Eindruck, so zwischen zwei Welttheilen dahinzusegeln, deren Küsten man deutlich bis ins kleinste Detail ausnehmen kann. Nur ein, wenige Seemeilen breiter Wasserstreif trennt sie von einander. Aber welch eine ungeheure Kluft liegt zwischen den Stufen ihrer Kultur, zwischen den Stufen der Moral, auf welchen ihre Bewohner stehen!

Europa, dieß kleine Pünktchen auf unserm Erdball, welches so oft von den verschiedenartigsten Völkern anderer Welttheile überschwemmt wurde, welches seine Kultur erst aus jenen bekam, hat sich in dem Zeitraume weniger Jahrhunderte auf eine Stufe gestellt, zu der noch kein anderer Welttheil gelangt ist, auf eine Stufe, von wo aus sie wie eine Sonne ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen über die entferntesten Länder und Meere sendet. Wie tief dagegen ist Afrika gesunken, wo zum Theile schon Völker die herrlichsten Werke ihres Geistes aufbauten, als Europa noch von undurchdringlichen Urwäldern bedeckt, nur der Aufenthalt wilder Barbaren war? Seine Völker sind nicht einmal auf dem Culminationspunkt ihrer Gesittung stehen geblieben; sie sind wieder in den ursprünglichen Grad von Rohheit verfallen, und erst dem europäischen Geiste ist es aufbehalten, sie mühsam wieder zu heben. Ungeheure Länderstrecken liegen ganz verödet da, höchstens von wilden Nomaden durchzogen, die sich darinnen verlieren, wie ein Zug Ameisen in einem meilenlangen Urwalde.

Wohl ist das Klima in einem großen Theil von Afrika so heiß, daß es fremder Bevölkerung schwer fallen dürfte, sich darinnen zu behaupten, allein sollte sich dasselbe nicht durch die Cultur des Bodens mässigen lassen? Die Sonne wird freilich ihre Strahlen immer in denselben Winkel auf die Erde senden, aber sollten diese Strahlen nicht nach und nach durch die vom vermehrten Pflanzenwuchse und durch Wälder erzeugten Dünste etwas gebrochen werden? Erlitt das europäische Klima, obschon im umgekehrten Verhältnisse, nicht ebenfalls durch Menschenhände eine wohlthätige Veränderung? Wurde seine Rauheit nicht durch das Ausrotten der ungeheuern Wälder, die Berge und Ebenen bedeckten, durch das Austrocknen der Sümpfe und so viele andere ähnliche Arbeiten, bedeutend gemildert? Und bei wie vielen weit ausgedehnten Ländern jenes kolossalen Welttheiles kömmt das Klima gar nicht in Betracht. Nehmen wir nur die ganze Nordküste bis an die große Wüste. Ich selbst kenne nur einen Theil davon, einen Theil des Reiches Marokko. Welch ein herrliches Land, welche üppige Vegetation! Wie wenig Mühe und Arbeit würde es da kosten, der Erde Reichthümer zu entlocken, wie sie nur das blühende Italien zu bieten vermag. Aber auch hier trägt das Land den Stempel der Verödung, und Tagreisen bedarf es, um ein bebautes, von Menschen bleibend bewohntes Fleckchen zu treffen, welches wie eine Oase in einer Wüste, aber nicht in einer Wüste, deren Cultivirung zu den Unmöglichkeiten gehört, daliegt.

Während in Europa dem Menschen der Raum so äußerst karg zugemessen ist, daß jeder Zollbreit Landes seinen Eigenthümer hat; während hier um den Besitz eines solchen Stückchen Erde viele Menschenleben schon geopfert wurden, Ströme Blutes schon geflossen sind, liegen in einem andern Welttheile, den nur ein Raum von wenig Seemeilen von uns trennt, Strecken von so ungeheurem Flächeninhalte unbenützt, ohne nur von einem menschlichen Wesen bewohnt zu seyn.

Was ist aber wohl die Ursache dieser Verödung, dieses Zurückbleibens der Bewohner Afrika's in ihrer Kultur? Etwa die Einfälle fremder Völker in Ländern, welche früher auf einer höhern Stufe standen, wie z. B. Aegypten? Hat diese Last nicht auch Europa getragen, und oft wiederholt und in viel späterer Zeit? Und

doch sind seine Völker, so zu sagen, die Lehrer der Welt geworden. Ist die Ursache davon nicht etwa in der reinen göttlichen Lehre zu suchen, welche aus Asien zu uns herüber drang, während dieß, die Wiege derselben, eine Beute der Unwissenheit und des Fanatismus blieb, die sich über alle bewohnten Länder Afrika's erstreckten? Betrachten wir die Völker, welche das Christenthum annahmen — wie schnell hoben sie sich aus dem Zustande der Rohheit und Barbarei; sehen wir dagegen alle jene, welche der Lehre des Coran folgten, wie weit blieben sie gegen diese zurück!

Vieles ist indessen in der neuesten Zeit schon für die Cultur afrikanischer Länder geschehen. Mehemed Ali hat in Aegypten in wenigen Jahren mehr geleistet, als früher Jahrhunderte bewirkten. Durch so viele wissenschaftlich gebildete Europäer, welche er an die Spitze seiner Verbesserungsanstalten stellt, bringt er zusehens einen höhern Geist in sein Volk. Und was werden endlich nicht jetzt die Eroberungen der Franzosen auf der Nordküste Afrika's in dieser Hinsicht für Resultate hervorbringen! Nur muß man nicht erwarten, daß dieß plötzlich geschehe. Bei Ländern, welche so viele Jahrhunderte in einem Zustande halber Wildheit waren, braucht es wohl mehr als einiger Jahre, um sie wieder auf eine höhere Stufe zu heben.

Doch genug davon. Ich habe mich schon zu lange von dem eigentlichen Zwecke dieser Blätter entfernt. Ist es aber nicht verzeihlich, wenn man sich zu Betrachtungen hinreißen läßt, umgeben von so großartigen Gegenständen, wie wir es waren? —

Lange beobachteten wir den Wechsel der Gegenstände, welche sich mit unserm Näherkommen den Blicken entfalteten. Endlich hatten wir die Westseite des Felsens von Gibraltar erreicht, wo die eigentliche Festung und der Hafen sich befinden, und da indessen die Nacht hereingebrochen war, warfen wir hier Anker, und segelten erst am kommenden Morgen in den Hafen von Algesiras am entgegen gesetzten Ende der Bai, wo unsere eigentliche Station war. Man ist von einem Rundgemälde, voll der lieblichsten und erhabensten Bilder umgeben, wenn man sich in der Mitte der Bay von Gibraltar befindet, und zwar besonders, wenn die Morgen-

sonne diesen Bildern jene ihnen so eigenthümliche Beleuchtung gibt. — Hohe bewaldete Berge ziehen sich am westlichen Ufer dahin, überragt von den in duftiger Ferne schwimmenden, seltsam geformten Kuppen und Spitzen der Sierra von Ronda, und endigen sich in einem niedrigen Vorgebirge, welches sich in die Meerenge hinausstreckt. Das Seestädtchen Algesiras mit seinen weißen Gebäuden, umgeben von zahlreichen Gärten, glänzt freundlich aus dem dunkeln Hintergrunde herüber. Eine Reihe blühender Hügel, auf welchen das, durch die Belagerungen Gibraltar's historisch bekannt gewordene San Roche gebaut ist, begränzt die Nordseite. Mehrere Flüßchen eilen zwischen diesen Hügeln dem Meere zu, reizende Thäler durchkreuzend, wo im Schatten dunkler Pinienwälder unzählige Landhäuser und Fischerhütten sich befinden. Gegen Osten erhebt sich der Felsenberg Gibraltar. Der schmale und niedere Erdstreif, welcher ihn mit dem Festlande verbindet, verschwindet aus einiger Entfernung gesehen, gänzlich hinter den Wellen des Meeres, und so scheint Gibraltar eine Insel, welche sich beiläufig eine halbe Meile nach Süden zieht, und dort in die schon berührte Punta dell' Europa ausläuft. Auf dieser Seite ist der Berg zwar ebenfalls sehr steil zu nennen, aber lange nicht so schroff, wie an der Ostseite, und daher wurden auch hier jene merkwürdigen Befestigungen angelegt. Endlich gegen Süden schwebt der Blick ungehindert über die schmale Meerenge, und trifft auf die hohen Gebirge des andern Welttheiles, unter denen sich der Monte Simia besonders auffallend zeigt.

Algesiras ist ein von wenigen tausend Menschen bewohntes Städtchen, terassenförmig auf einem Hügel gebaut, welcher durch ein unbedeutendes Flüßchen von den rückwärts gelegenen höheren Bergen getrennt wird. Seine frühere Bedeutung ging mit dem Sturze der Mauren in Spanien verloren, und seine jetzigen Bewohner sind zu Schleichhändlern herabgesunken, von welchem Gewerbe sich wohl zwei Drittheile von ihnen ernähren und unter dem Schutze der sehr schlechten Polizeianstalten dabei ziemlich wohlhabend werden. Sie machen auch aus diesem Gewerbe beinahe kein Geheimniß, obwohl immer ein paar Wachtschiffe vor der Rhede kreuzen. Oft, wenn ich um einen mir auffallenden, stolz einherschreitenden Spanier fragte, oder um ein paar Frauen, welche

ganz in Seide und Spitzen gehüllt, in die Kirche gingen, bekam ich ganz unverholen zur Antwort: sie leben vom Schleichhandel. —

Früher gab ein gemauerter Hafendamm den Schiffen eine sichere Zuflucht gegen die hier sehr heftigen Oststürme, aber von diesem stehen jetzt nur wenige Trümmer, und somit wandelte sich der Hafen allmälig in eine bloße Rhede. Größere Schiffe können hier nur in beträchtlicher Entfernung vom Ufer ankern, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, durch jene Stürme an dasselbe geschleudert zu werden und zu stranden; denn diese toben dort oft mit so verheerender Wuth, daß sie Dreimaster im Hafen von Gibraltar von ihren Ankern losreissen, und an dem felsigen Gestade von Algesiras zertrümmern. Man hat jedoch sichere Merkmale von dem Herannahen eines Ostwindes. Schmale Nebelstreifen ziehen sich längs den Felsspitzen von Gibraltar hin, und, eine sonderbare Erscheinung, die Weine in den Kellern von Algesiras trüben sich, und werden ganz undurchsichtig.

Zur Zeit der Einfälle der Mauren in Spanien im achten Jahrhunderte, fängt Algesiras an eine Rolle in der Geschichte zu spielen. Nachdem sie ihre Herrschaft begründet hatten, und das Schwert der Eroberung gegen den Pflug vertauschten, siedelte sich hier die sogenannte arabische Legion aus Palästina an, befestigte die Stadt, richtete einen Hafen für ihre Schiffe ein, und unterhielt die Verbindung mit ihren Brüdern in Afrika. Erst im Jahre 1342, nachdem schon wieder der größte Theil Spaniens unter der Herrschaft der Christen war, belagerte es Alphons XI. von Castilien, und eroberte es nach einer verzweifelten Gegenwehr der Araber in zwei Jahren. Hier ist es, wo die Geschichte zuerst von dem Gebrauche unserer gegenwärtigen Feuerwaffen spricht. — Der König hatte nämlich zwanzig Wurfmaschinen aufstellen lassen, welche Steine und Pfeile in die belagerte Stadt schleuderten, worunter sich besonders zwei auszeichneten, von genuesischen Künstlern in Sevilla verfertigt. Allein so gute Wirkung diese auch anfänglich machten, so wurden sie bald durch die krachenden Ballisten der Belagerten zerstört. Diese Ballisten, sagt Nunez de Vilasan in seiner Chronik, schleuderten eiserne Kugeln mit einer solchen Heftigkeit, daß sie die Glieder der Menschen wegrissen, als wären sie mit einem Messer

abgeschnitten worden, und daß sie durch einen völlig geharnischten Mann fuhren u. s. w.

Jedenfalls waren die Araber die Ersten, welche die Kraft des Schießpulvers unter dem Namen griechisches Feuer kannten, von welchem man schon bei älteren Geschichtsschreibern Erwähnung findet. Berthold Schwarz, aus Köln, oder Konstantin Anklitz, aus Freyburg, mögen also wohl das Verdienst haben, diese in Vergessenheit gerathene Kunst wieder erneuert, oder auch durch ihre chemischen Kenntnisse erfunden zu haben, allein neu war die Erfindung keineswegs. Jedenfalls bleibt aber die erste Anwendung des Pulvers zum Kriegsgebrauch ein Verdienst der spanischen Mauren, denn eine, obwohl etwas unverbürgte Nachricht sagt, daß schon ein maurischer König von Granada im Jahre 1331, als er Alicante belagerte, Wurfmaschinen benützte, welche eiserne Kugeln durch Feuer fortschleuderten.

Dem sei nun, wie ihm wolle, so hat Algesiras, dieß unbedeutende Städtchen, durch seine Belagerung einen bleibenden Namen in der Weltgeschichte erhalten, indem es vielleicht sonst gänzlich der Vergessenheit anheim gefallen wäre; denn in seinem jetzigen Zustande würde es wohl schwerlich vermögen, sich einen Ruf zu verschaffen, außer durch einen ganz besondern Zufall.

Jetzt sind seine Festungswerke verfallen, nur wenige Ruinen zeigen von ihrem einstigen Vorhandenseyn. Indessen wird die Rhede durch zwei ziemlich starke Strandbatterien vertheidiget, wovon die eine rechts neben der Stadt am festen Lande, die andere aber auf einer kleinen vorliegenden Insel, — Isla verde — steht. Einige an der Küste befindliche Wartthürme, welche sich aber ebenfalls in einem erbärmlichen Zustande befinden, sollen bloß dazu dienen, den Schleichhändlern die Landung zu verwehren, weßhalb in jedem einige Soldaten als Wache sind. Doch scheint diese Maßregel von sehr geringem Erfolg; denn unmöglich könnte dieses Gewerbe sonst in Algesiras so festen Fuß gefaßt haben. Wie tolerant überhaupt diese spanischen Wachen sind, hatte ich selbst zu bemerken Gelegenheit. Ich saß nämlich eines Abends in der Nähe eines solchen Wartthurms, um eine Ansicht von Gibraltar zu zeichnen. Da fühlte ich mich plötzlich auf die Schulter geklopft, und als ich mich umsah, erblickte ich das bärtige Gesicht eines spanischen Soldaten, welcher

mich fragte, was ich da mache. Als ich es ihm erklärte, schüttelte er ganz bedeutungsvoll den Kopf, und hieß mich, ihm in den Thurm zu seinem Unteroffiziere folgen. Dieser betrachtete die Zeichnung ganz aufmerksam, ohne wahrscheinlich davon etwas zu verstehen, als ich aber ihm und seinen Soldaten einige Cigarren antrug, wurde die Untersuchung sogleich eingestellt; ich mußte mich mit ihnen an das Feuer setzen, und als ich ihnen mit einem Glase schlechten Weines Bescheid gethan, wurde ich ohne weitere Umstände entlassen.

Cigarren haben überhaupt beim gemeinen Spanier einen ganz besondern Werth, und ein paar solcher Tabackröllchen für irgend einen geleisteten geringen Dienst gegeben, werden so dankbar angenommen, als ein Geldstück. Sie vertreten in diesen Fällen die Stelle des Trinkgeldes.

Das Innere der Stadt Algesiras bietet wenig Interessantes. Enge, krummlaufende Gassen; niedere, unansehnliche Häuser; eine einzige, sehr einfache Kirche — und dieß Alles etwas unrein gehalten. Der eine von den zwei größeren Plätzen wird zum Paseo — allgemeiner Promenadeort — benützt. Er ist mit Steinplatten belegt, und mit Maulbeerbäumen und Akazien umpflanzt. In der Mitte steht eine Säule, auf welche man die Büste Carl V. setzen will.

Ein solcher Paseo — in größeren Städten Allameda genannt — fehlt in keinem spanischen Orte, ja selbst Dörfer haben ein Plätzchen, wo sich die Einwohner, nach geendetem Tagwerke vereinen, um sich im traulichen Geplauder mit den Freunden von der Plage der Arbeit zu erholen. Der Paseo bevölkert sich gleich nach Sonnenuntergang, und zwar mit solchen Leuten, welche schon zeitlich die Ruhe suchen müssen. Aber die Personen aus den höheren Ständen, welche der Natur durch eine tüchtige Siesta schon am Tage einen Theil ihres Tributs abgetragen, erscheinen erst nach neun Uhr; und oft spät nach Mitternacht sieht man noch ganze Gesellschaften fröhlicher Menschen, welche sich hier herumtreiben. Man findet da seine Bekannte, man bespricht die Begebenheiten des Tages, und Liebende finden hier, im Schatten der Nacht, die bequemste Gelegenheit ihre gegenseitigen Gefühle auszudrücken, trotz der aufmerksamen strengen Duenna, ohne welche kein gesittetes Mädchen, wenn sie sich nicht in größerer Gesellschaft befindet, öffentlich erscheinen darf.

Oft läßt sich auf dem Paseo der Klang einer Guitarre hören, welche die Weise des allbeliebten Fandango oder irgend eines andern spanischen Nationaltanzes anstimmt. Bald finden sich Tänzer, und die Castagnetten klappern lustig durch die Nacht. Alles strömt zu den Tanzenden hin, ein weiter Kreis von Zuschauern umgibt sie, und drückt durch taktmäßiges Händeklatschen und Beifallrufen den Enthusiasmus aus, der sie alle beim Anblicke dieses Lieblingsvergnügens der spanischen Südländer ergreift. — In Algesiras erscheint auch, wöchentlich ein paarmal, Abends die Musikbande des hier garnisonirenden Infanterieregiments auf dem Paseo, und spielt recht meisterhaft Stücke aus verschiedenen Opern. Stimmt sie aber eine Nationalmelodie an, so ist auch sogleich die ruhige Aufmerksamkeit der Zuhörer gestört, und jeder sucht auf was immer für eine Art seine Theilnahme daran zu äußern.

Ueberhaupt sind die Andalusier ein heiteres, leichterregbares Volk. Man sucht hier umsonst das ernste abgemessene Wesen, welches andern spanischen Völkern so eigenthümlich ist. Ihr Blut rinnt heiß in den Adern, wie bei andern Südländern, aber es rinnt besonders leicht; daher sind sie zwar bald von äußern Eindrücken ergriffen, vergessen sie aber auch eben so schnell wieder, wenn ihre Aufmerksamkeit, ihr Gefühl auf etwas Anderes hingeleitet wird. Sie können in einem Augenblicke in den wüthendsten Streit gegen einander gerathen, so daß man nicht zweifelt, es müsse ein Mord das Ende davon seyn, sogleich aber ruft sie der Ton einer Mandoline wieder zu gemeinschaftlicher Lust. Rachsucht mag allerdings auch in ihrem Blute stecken, aber ich glaube kaum, daß sie länger anhält, als sie den Gegenstand ihres Hasses vor Augen haben.

Dieß sind die wenigen Bemerkungen über den Charakter eines Volkes, unter welchem zu leben mir leider nur kurze Zeit gestattet war. Habe ich ihn theilweise irrig aufgefaßt, so mag mich eben mein kurzer Aufenthalt entschuldigen. Die Grundzüge meiner Zeichnung sind aber gewiß richtig. Der Andalusier ist nicht schön zu nennen. Es fehlt ihm schon der Adel, welcher sich sonst in andern spanischen Gestalten ausdrückt. Er ist klein aber stark gebaut; sein Gesicht, von der Sonne gelbgebrannt, zeichnet sich durch blitzende schwarze Augen aus. Auch die Frauen haben im Allgemei-

nen keine schönen Gesichtsformen, obwohl ein schönes, schwarzes Auge und blendendweiße Zähne sie sehr angenehm machen. Ihre Gestalt ist aber wunderhübsch und hat selbst bei der niedrigeren Volksklasse einen besonderen Liebreiz. Ich habe noch niemals schöner geformte und zartere Füße und Hände gesehen, als bei den Andalusierinen. Ihre Tracht ist aber auch, obwohl einfach, recht vortheilhaft für ihren Körper. Die weiße und schwarze Farbe ist für Frauenkleider die Gebräuchlichste. Den schlanken Leib umfängt ein enges Leibchen mit Aermeln, Cogor genannt, welches manchmal vorne über die Brust geschnürt wird. Dann kommt ein nur bis an die Fußgelenke reichender Rock, die Pasquinia. Sie ist bei Reicheren von Sammt oder Atlas mit Fransen garnirt, und wird nie im Hause getragen, wo ein einfacherer Unterrock ihre Stelle vertritt. Auf eine schöne Pasquinia halten die Andalusierinen besonders viel, so wie auf schön gestickte Schuhe, welche ihren zarten Füßchen ganz allerliebst stehen. Den Kopf verbergen sie nicht so wie unsere Damen, unter den oft so abentheuerlich geformten Hüten, sondern von dem hohen Kamme herab, mittelst dessen sie ihr einfach gescheiteltes Haar halten, hängt die sogenannte Mantilla, ein weißer, oder, was gewöhnlicher ist, schwarzer durchsichtiger Schleier, welcher bis an den Gürtel reicht. Diese Mantilla wissen sie geschickt in recht anmuthige Drapperien zu legen, und verhüllen oder entblößen damit Kopf, Gesicht und Hals so viel oder so wenig, als es ihnen eben ihr Spiegel für vortheilhaft schildert.

Besonders hübsch fand ich die Gewohnheit bei Mädchen, sich das Haar mit frischen Blumen zu schmücken; man kann sich kaum etwas Reitzenderes denken, als einen jungen Mädchenkopf, auf welchem einige frische Rosenknospen oder ein Sträuschen der zarten Jasminblüthe hinter dem leichten Flor der Mantilla hervorsehen.

Ein Hauptbestandtheil der spanischen Damentoillette ist der Fächer — Abanigo. Die Frau oder das Mädchen mag nun in Gesellschaft, oder spatzieren, oder selbst in die Kirche gehen, — immer ist er ihr treuer Begleiter. Ohne ihn vermißt sie immer etwas; sie wüßte nicht, was sie mit den Händen machen sollte. Er ist in immerwährender Thätigkeit; er schützt sie vor den Sonnenstrahlen, er fächelt ihr Kühlung zu, er dient ihr endlich als Telegraph,

denn sie weiß damit ganze geheime Gespräche zu führen. So wie im Oriente über die Blumensprache, könnte man in Andalusien ganz füglich über die Fächersprache schreiben.

Die Farbe der männlichen Kleidung ist meistens braun. Eine solche Jacke, bei Reicheren mit silbernen Knöpfen und Schnüren verziert, ein weites, nur bis zu den Knieen reichendes, unten offenes Beinkleid, hellbraune lederne Kamaschen, oft an den Waden durch verschiedenfärbige Bänder befestiget, ungeschwärzte Schuhe, und um die Mitte des Leibes die rothe Fara (Facha) eine wollene Schürze, deren Quasten an der Seite herabhängen, machen ihre Hauptbestandtheile aus. Auf dem Kopfe trägt der Andalusier einen niedern runden Filzhut mit schmaler Krempe und einer kleinen schwarzen Koquarde. Der gemeinere Mann umwickelt auch wohl den Kopf mit einem bunten Tuche, vielleicht eine Gewohnheit, welche sich noch von den Turbanen der maurischen Bewohner dieses Landes herschreibt. Der Mantel (Capa-manta) welcher bei kalter Witterung den Körper so faltenreich umhüllt, erinnert ebenfalls an den Haïk der Mauren.

Selten sieht man die Männer außer der Stadt oder dem Dorfe unbewaffnet. Meistens tragen sie lange, oft recht altmodische Gewehre; selbst der Bauer, wenn er auf seinen Acker fährt, geht damit hinter seinen Zugthieren einher. Auf Reisen, besonders in Gebirgsgegenden, wo es so unsicher ist, wie wir später sehen werden, ist wohl diese Gewohnheit, welche vielleicht Manchem in unserm Zeitalter lächerlich scheinen dürfte, zu entschuldigen, allein nahe an bewohnten Orten ist sie in der That komisch, um so mehr, als vielleicht der Besitzer einer solchen alten Donnerbüchse kaum im Stande wäre, ihrem verrosteten Schlosse ein Fünkchen Feuer zu entlocken. Allein er setzt einmal seinen Stolz darein als Don Quixotte herumzusteigen und ich würde es keinem rathen, ihn nicht als „Cavallero" anzusprechen, was er selbst aber auch gegen jeden Fremden streng beobachtet.

Eine uralte Eigenthümlichkeit, welche sich aber jetzt schon immer mehr und mehr verliert, sind die Majo's und Maja's *)

*) lies: Macho, Macha.

Sie mag sich noch aus jenen Zeiten herschreiben, wo jeder junge Ritter, welcher sich einigen Ruf erwerben wollte, eine Dame haben mußte, der er sich gänzlich weihte, für die er alles unternahm, gut oder nicht gut, vernünftig oder nicht vernünftig, was ihr eben in den Sinn kam. Der Majo ist der einstige Ritter in neuerer Zeit — die Maja seine Dame; nur mit dem Unterschiede, daß hier die einst so wichtige Adelsprobe nicht in Betracht kommt; denn nur Leute aus den niederen Volksklassen unterhalten diesen alten Gebrauch. Derjenige junge Mann, der auf den Namen eines Majo Anspruch macht, muß gewandt im Umgange mit Mädchen, ein guter Tänzer und Guitarrespieler seyn. Auch die Waffen muß er gut zu führen wissen um seine Angelegenheiten, besonders im Punkte der Liebe, mit diesen vertheidigen zu können. Er wählt sich ein schönes geistreiches Mädchen zu seiner Maja, welche die Nationaltänze mit besonderer Grazie auszuführen und aus dem Stegreif zu ihrer Mandoline Romanzen zu dichten versteht. Er bindet sich mit aller Leidenschaft und mit der gewissenhaftesten Treue an dies Mädchen, fordert von ihr aber dasselbe. Wehe, wenn er sich einmal getäuscht glaubt — nur Blut kann dann seine Rache kühlen! — Ihre Kleidung ist ebenfalls ausgezeichnet. Sie unterscheidet sich von den Uebrigen durch eine besondere Nettigkeit und durch allerlei Bänder, Knöpfe und andern Flitter, welche sie ihrem gewöhnlichen Gewande hinzufügen.

Wenn man diesen Gebrauch betrachtet, muß man gestehen, daß er wohl recht viel Romantisches an sich hat, daß er an jene längstvergangene Zeit uns mahne, in welcher der Geist der Ritterlichkeit herrschte, den uns die Dichter in so manch schönem und interessantem Bilde darstellen; allein mit der Zeit haben sich auch die Sitten und die Begriffe der Menschen geändert, und so erscheint manches komisch, sogar die allgemeine Ordnung störend, was früher Ruhm und Ehre brachte. Mancher bedeutende Raufhandel, mancher Mord würde ohne jene alte Gewohnheit nicht verübt werden, die nach unsern jetzigen Begriffen doch nicht viel mehr ist, als eine Lächerlichkeit.

Die nächsten Umgebungen von Algesiras sind sehr pittoresque. Gärten an Gärten reihet sich um die ganze Stadt, aus wel-

chen sich balsamische Düfte verbreiten. Zwischen denselben öffnen sich die herrlichsten Fernsichten auf die Berge, auf die See und das gigantische Gibraltar. In einem dieser Gärten — er gehörte einem alten Geistlichen, mit dem wir bekannt wurden — waren so zu sagen alle Naturproducte des Südens in ihrer ganzen Fülle ausgeschüttet. Pomeranzen und Citronenbäume, mit ihren goldenen Früchten und mit Blüthen überladen, erfüllten die Luft mit fast betäubendem Dufte. Platanen und Dattelpalmen, welche in freiem Boden standen, zeigten, daß man den südlichsten Punkt unseres Welttheils erreicht hat. Ueber die ganze Umfassungsmauer des Gartens und an die größern Bäume bis zu ihrer Krone, rankte sich üppig die Rebe, und schlang sich in reichen Festons auf die Zweige der nebenstehenden Bäume hinüber. Ihre Früchte waren von so erstaunlicher Größe, daß man sich unwillkührlich an die große Traube des Landes Kanaan erinnerte. Bei der Wohnung des Gärtners, einem Häuschen, welches dergestalt mit Reben und Feigengesträuche überzogen war, daß es einer großen Laube ähnlich sah, fanden wir eine Gruppe Landleute, welche sich mit Gesang und Tanz belustigten. Hier war es, wo wir zuerst die vorzüglichsten spanischen Nationaltänze, den Fandango, Bolero und die Cachucha ausführen sahen. Eine Mandoline bildete das Orchester; ein junger Bursche mit seinem Mädchen waren die Tänzer. Die Uebrigen saßen im Kreise herum, und sangen oder klatschten nach dem Tacte in die Hände.

Der Fandango ist ein Tanz, der sich vielleicht von allen Tänzen anderer Nationen gänzlich unterscheidet; denn er besteht weniger in schönen Bewegungen mit den Füßen als vielmehr mit dem ganzen Körper, der sich in den reitzendsten und graziösesten Bewegungen zeigt. Bald ernst und gemessen, bald mit feurigem Ungestüme nähern sich die Tänzer einander, und entfernen sich im Tacte der höchst einfachen Melodie, welche sie mit dem Schalle ihrer Kastagnetten begleiten. Oft nähern sie sich so, daß man meint, das Mädchen werde im nächsten Augenblicke in den Armen ihres Tänzers liegen, während eine rasche Wendung sie bald wieder weit von ihm entfernt. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Tanz wirklich äußerst voluptuös, man könnte sagen, ausgelassen ist, daher er in seiner ursprünglichen Gestalt bei den höheren Ständen gar

nicht getanzt wird; allein ihn gänzlich abzustellen, wie schon manchmal der Versuch gemacht wurde, gelang doch noch nie. Man erzählt sich darüber folgende Anekdote:

Der Fandango sollte einst als ein unzüchtiger, die Sitten verderbender Tanz abgeschafft werden. Da trat einer der zur Beurtheilung zugezogenen Richter hervor, der wahrscheinlich weniger für die Tanzlust abgestumpft war, und meinte: „es wäre doch hart, diesen Lieblingstanz eines ganzen Volkes zu verbannen, bevor man sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt habe, wie weit ein Grund dazu vorhanden sei." Dieser sehr vernünftige Einwurf wurde angenommen, und sogleich ein paar junge Leute geholt, welche vor der Versammlung den Fandango ausführen sollten. Eine Todesstille herrschte unter den ernsten Richtern, bei welchen schon größtentheils jedes Gefühl für Lebensfreuden abgestorben seyn mochte. Als aber die Töne der Guitarre immer rascher klangen, als die Kastagnetten immer fröhlicher klapperten, die Bewegungen der Tänzer feuriger wurden und die Lust des Tanzes auf ihren Gesichtern glühte, da erwärmte sich auch das kalte Blut in den Adern der alten Horcher; unwillkührlich bewegten sich Hände und Füsse im Tacte mit, und mit dem letzten Accorde tönte ein enthusiastisches Beifallrufen durch den Saal. Die Tänzer verschwanden — der Fandango wurde nicht verbannt. —

Die Cachucha kommt dem Fandango an üppigen Bewegungen unter den übrigen Tänzen am Nächsten, obwohl sie bei weitem nicht so frei ist, und daher auch in höheren Ständen getanzt wird. Sie wird meistens blos von einem Mädchen getanzt, oder wenn schon mehrere Tänzer sind, so stellen sie sich alle in eine Reihe gegen die Zuseher, und jeder macht dieselben Schritte und Bewegungen, versteht sich wieder in Begleitung der Castagnetten.

Der solideste Tanz ist der Bolero; es ist eine Art von Contretanz. Man darf sich aber darum nicht etwa vorstellen, daß er unserer ehrsamen Menuette gleicht; der glühende wollüstige Charakter der spanischen Nationaltänze drückt sich hier ebenfalls aus, wenn auch nicht in so scharfen Zügen, wie bei den übrigen.

Die schönen Thäler, welche sich bei Algesiras in die Berge hineinziehen, lockten uns, auch einmal einen Ausflug in die entfern-

tern Umgebungen dieser Stadt zu versuchen. Man rühmte uns vorzüglich die pittoresque Lage eines kleinen Convents, Maraima genannt, wir mietheten daher Pferde und ritten an einem schönen Morgen dahin.

Der Weg, der Anfangs über kahle Hügel führte, both uns wirklich entzückende Fernsichten. Die glatte Meeresfläche, welche das zarte Blau des Aethers wie ein Spiegel wieder gab, durchzogen von unzähligen Schiffen und Böten aller Größen und Gattungen mit ihren weißen Segeln, wie ein ungeheurer Teich von einer Schaar stolzer Schwäne; die abwechselnden Scenen, welche wie schöne Bilder an der Küste an einander gereiht waren; endlich die schönen Gebirgsformen des andern Welttheils bewirkten im Vereine mit der Fremdartigkeit unserer näheren Umgebung einen unbeschreiblichen Zauber. Wir bogen in die Berge ein; lachende Wiesengründe, freundliche Gruppen von Pinien umfingen uns hier. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung bothen uns ein paar Bäche, über welche wir setzten. Diese waren so voll kleiner Schildkröten, daß sie den Grund fast ganz bedeckten.

Die Sonne war indessen schon höher gestiegen, als wir endlich einen dichten Wald von Korkeichen betraten, dessen Schatten sehr wohlthuend wirkte. Die üppige Vegetation, welche hier herrschte, machte uns staunen. Jeder Baum beinahe war mit wilden Weinreben und andern Schlingpflanzen dicht umrankt; sie zogen sich bis an die Krone empor und wieder auf andere Bäume hinüber, und bildeten so an manchen Stellen ein förmliches Dach, unter welchem man wenigstens für einige Zeit recht gut gegen Regen geschützt gewesen wäre. Dieser Wald erreichte erst dann sein Ende, als wir zum Convent gelangten. Es lag wirklich recht malerisch da, eine schöne Ruine; denn das einst ziemlich weitläufige Gebäude liegt ganz verfallen, nur das kleine Kirchlein und ein paar Gemächer für die noch übrigen vier Mönche, mit denen das Convent aussterben soll, zeigen, daß hier noch Leben herrscht.

Uebrigens ist dieß kleine Kloster im Munde des Volkes nicht so unbedeutend, und vielfache Sagen knüpfen sich daran. Man erzählt, daß die Mönche, welche in den ersten Zeiten der Inquisition hier gelebt, auf die Vorübergehenden, bei denen sie ketzerische Ansichten vermutheten, von ihren Fenstern aus, geschossen hatten,

daß sich, durch solche Anläße gereizt, das Volk zusammengerottet, das Klostergebäude zerstört, und die Bewohner bis auf ein paar fromme Brüder, welche im Geruche besonderer Heiligkeit standen, verjagt habe — und was dergleichen Geschichtchen mehr sind. Daß der Aberglaube, von welchem der gemeine Andalusier so befangen ist, auch bei diesen Sagen eine Hauptrolle spielt, ist natürlich. Mönche mit Todtenköpfen, welche zur Zeit des Vollmondes auf den Ruinen wandeln, den Vorübergehenden winken, und ihm Schätze zu zeigen versprechen, ihn aber, wenn er sich verführen läßt, in die Gruft stürzen, sind beiläufig die handelnden Personen dieser Trauer- und Schauergeschichten. Indessen ist gar nicht zu wundern, daß diese Trümmer, mitten in schauerlicher Wildniß — denn auch ein ziemlich bedeutender Park ist ganz der Verwilderung preis gegeben — diese Melancholie, welche über die ganze Gegend verbreitet ist, solche Ideen beim Volke erzeugt, welche dessen leicht aufgeregte Phantasie und überhaupt der ihm so eigenthümliche poetische Geist leicht in eine Reihe von Sagen ordnet, welche nach hundertfacher Ueberlieferung endlich den Stempel der unumstößlichen Glaubwürdigkeit erlangen.

Wir brachten die heißen Mittagsstunden im Kloster zu, d. h. wir schützten uns unter seinen Mauern gegen die sengenden Strahlen der Sonne, mit hungernden Magen, denn die alten Mönche waren so dürftig, oder vielleicht auch so karg, daß wir von ihnen auch nicht einen Bissen Brot bekommen konnten. Wir mußten also unsere Mahlzeit bis zu unserer Ankunft im Städchen San Roch verschieben, dasselbe, welches an der Küste der Bay liegt, und welches wir auf dem Rückwege durchzogen. Bis dahin ritten wir meistens durch Wälder von Korkeichen oder zwischen Gestrüppe von Agaven und indischen Feigen. Es fiel uns auf, daß ganze weite Strecken davon durch Feuer verwüstet lagen. Auf unsere Frage sagte man uns, daß sich auf diese Art die Landleute Kohlen und Asche verschaffen, obwohl die Todesstrafe darauf gesetzt ist. Wirklich sahen wir während unsers Aufenthaltes in Algesiras jede Nacht derlei Waldbrände, oft sogar auf mehreren Bergen zugleich, was indessen von der See aus besehen, ein recht interessantes Schauspiel gewährte.

Die Agave, von welcher ich hier sprach, ist eine sehr schöne Pflanze, die bei uns nur in Glashäusern, und zwar weit unter ihrer eigentlichen Größe vorkommt. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der Aloe, mit welcher sie auch oft verwechselt wird, obwohl sie in ein ganz anderes Geschlecht gehört. Ihre Blätter werden länger als eine Klafter, sind fleischig und am Rande mit starken Stacheln versehen, weßhalb man sie auch, besonders in der Barbarei, gerne zur Umzäumung von Gärten u. d. gl. benützt. Der schönste Theil ist aber ihr Blüthenstengel, der sich, mehrere Zoll dick und über drei Klafter hoch, kerzengerade erhebt. Die gelbliche, nicht eben schöne Blüthe sitzt an dünnen Zweigen, welche dem Stengel an der Spitze die Form eines riesenhaften Armleuchters geben.

Das Vaterland dieser Pflanze ist eigentlich Amerika; von dort in das südliche Europa verpflanzt, vermehrt sie sich erstaunlich schnell, jedoch sind die Vortheile, die sie gewährt, noch viel zu wenig bekannt. Man braucht sie als Futter für das Vieh, wenn das Gras durch die Sonnenhitze ganz verbrannt ist; man gewinnt daraus Pottasche, und die Fasern werden zu Stricken verarbeitet. Diese Fasern haben den Glanz roher Seide. Ich sah bei den spanischen Soldaten eine Art von Coquarde für ihre Czakos daraus verfertigt, welche wirklich recht schön war. In Amerika hat man ihren Nutzen aber weiter ausgedehnt. Man zieht aus den Blättern Branntwein, ferner ein Oel, welches mit Pottasche vermengt, eine sehr gute Seife gibt. Jedenfalls wäre es also wohl der Mühe werth, diese nützliche Pflanze, welche in allen südlichen Climaten fortkömmt, noch mehr zu verbreiten; um so mehr, da ihre Cultur keine Mühe kostet; indem sie eben so die größte Dürre als Näße erträgt, und schon ein entsetzliches Unwetter eintreten müßte, das ihren massiven Bau zu zerstören im Stande wäre. Uebrigens ist die Sage, daß die Agave nur alle hundert Jahre einmal blühe, und ihre Blüthe mit einem knallenden Getöse entfalte, gewiß blos ein abgeschmacktes Märchen, von dem es unbegreiflich ist, wie es so allgemein verbreitet werden konnte. Daß sie öfter als einmal im Jahrhundert blühe, weiß jeder spanische Bauer, von dem Geknalle aber hätte ich bei so vielen tausend blühenden Agaven, die ich sah, wohl auch etwas vernehmen müssen.

Die indische Feige, Cactus Opuntia, auch Feige der Barbarei genannt, kommt, wie schon gesagt, ebenfalls sehr häufig in diesen Gegenden vor. Sie ist eine Pflanze von ganz sonderbarem Aussehen. Ein kurzer, fleischiger Stamm hebt sich aus der Erde, woran sich sogleich die dicken, gestachelten Blätter ansetzen, aus denen wieder andere Blätter und die Früchte ohne Stiele wachsen. Der Nutzen dieser Cactusart könnte viel bedeutender seyn, wenn sie mehr verbreitet und gehörig gewürdigt wäre; denn sie dient den Cochenillen, jenen Insecten, aus denen die schönste rothe Farbe gezogen wird, zur einzigen Nahrung. Ihre Früchte sind wohlschmeckend und werden vom gemeinen Volke häufig genossen. Sie bestehen aus einem gelben saftigen Fleische in eine dicke grüne Schale gehüllt. Diese Schale muß sich aber jeder, der nicht recht abgehärtete Hände hat, anzurühren sehr hüthen, denn sie ist mit unzähligen kleinen Stacheln bedeckt, welche, dem Auge kaum sichtbar, in die feinen Poren der Haut dringen und ein unausstehliches Jucken erzeugen, dem Brennen der Nesseln gleich. Das Unangenehmste dabei ist, daß man sie selbst durch Waschen nicht leicht herausbekommt, und sie durch Berührung anderer Körpertheile diesen sogleich mittheilt. Selbst durch Leinenwäsche dringen sie in die Haut, und können dadurch denjenigen, der mit dieser fatalen Eigenschaft der indischen Feige nicht bekannt ist, in nicht geringe Verlegenheit setzen.

Im Städtchen San Roch angekommen, eilten wir sogleich in das Gasthaus, welches, eine große Seltenheit in diesem Lande, gut eingerichtet ist. Es hat auch seine Existenz nur den englischen Offizieren aus Gibraltar zu verdanken, welche häufig diese Gegend besuchen. Ihr Gouverneur und mehrere höhere Stabsoffiziere miethen hier Landhäuser, die sie während der Sommermonate mit ihren Familien bewohnen, um die reine und gesunde Luft zu genießen; denn um diese Zeit legen sich die Sonnenstrahlen so glühend an die Felsen von Gibraltar, daß man daselbst kaum zu bestehen vermag. Auch das in Gibraltar so häufig herrschende gelbe Fieber soll eine Folge dieser sengenden, zwischen Felsen und Mauern eingesperrten Hitze seyn.

San Roch war früher befestigt. Es diente während der Belagerungen Gibraltars als Hauptwaffenplatz für die Spanier. Vor

dem Städtchen zogen sich, vom Berge herab bis in die See, Verschanzungen, die Linien von San Roch genannt, aus welchen Gibraltar im Jahre 1782 so furchtbar mit Bomben beworfen ward, daß immer 20 zugleich ober der Festung geschwebt haben sollen.

Es war die Sonne lang schon hinter die Sierra von Ronda hinabgesunken, als wir unsern Rückweg nach Algesiras antraten. Das lärmende Treiben des Tages hatte bereits aufgehört, als wir längs dem Gestade hinritten, nur die eintönigen Gesänge der Fischer, welche mit ihren leichten Barken auf den Fang in die See zogen und das gleichförmige Anschlagen der andringenden Fluth an das Ufer, schallte durch die allgemeine Stille der beginnenden Nacht, die ihre dunkeln Fittige bereits über die ganze Scene ausbreitete. Auch unsere kleine Reitertruppe war still geworden. Unser Geist ordnete die verschiedenen fremdartigen Eindrücke, welche er den verflossenen Tag über in so reichem Wechsel erhalten, oder schwebte wohl hinüber zu seinen Theuern in die ferne Heimath.

In Algesiras besuchte ich diesen Abend noch das Theater. Ich kann freilich hier weder von einem prachtvollen Musentempel, noch von besonders ausgezeichneten Schauspielern und Sängern sprechen, was man sonst bei der Beschreibung eines Theaters billig erwartet, aber eben die ganz eigenthümliche Art, mit der man hier den Musen opfert, bestimmt mich, darüber etwas zu sagen.

Jede Vorstellung theilt sich in drei Abtheilungen. Zuerst wird ein Drama gegeben; dann kommen ein paar spanische Nationaltänze; den Beschluß macht ein Vaudeville, hier Sainetto genannt.

Die erste Abtheilung fällt meistens furchtbar rührend aus. Der Held oder die Heldinn des Stückes wüthet und raset, im buchstäblichen Sinne des Wortes, ein paar Acte hindurch herum, zerreißt wohl auch, um den höchsten Grad von Schmerz und Verzweiflung recht augenscheinlich zu machen, das Sacktuch oder ein paar Handschuhe, und endigt endlich auf diese Art, allgemein betrauert und oft sogar beweint, das wahrhaft jammervolle Daseyn.

Kaum senkt sich aber die Courtine, gleich einem weiten Leichentuche, über die vom Schicksal bis zum Tode verfolgte Tugend, so erscheinen auch bei den Zuschauern allerlei Mittel, um die schmerzliche Erinnerung daran zu verbannen. Die junge reitzende

Spanierinn setzt, während die alte Duena sich mit Erfrischungen amüsirt oder wohl gar die Nutzanwendung des eben beendigten Stückes ihrem Dämchen ins Ohr zu flüstern versucht, den treuen Abanigo in Bewegung, ihre Freundinnen damit zu grüßen, oder auch einem im Parterre unbemerkt stehenden Freunde geheime Winke der Liebe zu ertheilen. Die Männer aber rollen sich Cigarren und versuchen die Langweile, bis zum Beginn der Tänze, ganz gewöhnlich mit dem Rauch in die Luft zu blasen, was übrigens für die Damen in den Logen eben nicht der passendste Opferduft zu seyn scheint.

Die nun folgenden Tänze flößten mir immer viel Interesse ein, nicht nur weil sie wirklich, wie ich schon früher bemerkte, sehr anziehend sind, sondern mehr noch wegen des auffallenden Eindrucks, den jeder Schritt beinahe, auf die Zuseher macht. An den leisen Bewegungen ihrer Mienen nimmt man deutlich wahr, wie sich ihnen nach und nach die Lust zum Tanze mittheilt, bis sie endlich vom Taumel hingerissen, mit den Händen klatschend, in das Geklapper der Castagnetten einfallen, und dadurch die ohnedem unter der Mittelmäßigkeit stehende Musik des schwachbesetzten Orchesters, bis auf einige schmetternde Trompetenstösse, ganz unhörbar machen.

Den Beschluß macht nun, wie schon gesagt, das Sainetto, und dieß setzt den Fremden anfangs wirklich in Erstaunen; denn schwerlich werden ihm, so weit er auch die Welt durchwandert haben mag, jemals noch auf einem Theater solche Scenen vorgekommen seyn, wie er sie hier zu sehen bekommt. Die Hauptpersonen dieser Sainettos sind sehr oft einige jener zucht- und ehrlosen Geschöpfe, welche man eben so gut, wie auf den Boulevards, in der ganzen Welt, die Gassen durchstreifen und in gewissen Hafenstädten Familienweise beisammen wohnen sieht. Hier, auf der Bühne, machen sie sichs meistens zum Geschäfte, einen ehrlichen dummen Kerl unter den schamlosesten Spässen und Andeutungen auszuplündern. Unsinn folgt auf Unsinn bis zu dem lächerlichen Ende, wo ein guter und ein böser Geist erscheint, welche sich unter den possirlichsten Grimassen um die Seelen jener Mädchen zanken. Selten war der Stoff des Stückes weniger ungezogen, und ich be-

greife nicht, wie man eben in Spanien so etwas auf der Bühne erlaubt.

Ich komme nun auf die Beschreibung meines Besuches von Gibraltar. Aber bevor ich damit beginne, erlaube mir der Leser die Geschichte Spaniens bis zum Einfalle der Mauren flüchtig zu durchgehen, weil, eben mit diesem Zeitpunkt, Gibraltar seine historische Wichtigkeit für das ganze Land, dessen südlichstes Ende es bildet, erhält.

Die Ureinwohner der pyrenäischen Halbinsel waren, so viel man aus den unsichern Daten jenes Zeitalters entnehmen kann, Siculer und Kyneten, welche später von den Celten und Iberiern vertrieben wurden. Diese rohen und wilden Völker bewohnten die Gebirge des Landes, trieben Jagd und Krieg, und zerstörten gegenseitig die schwachen Spuren von Cultur, welche sie in ihrer Unwissenheit dem Lande zu geben vermochten. Nur an der Meeresküste findet man schon damals bleibend bewohnte Orte. Die Phönizier errichteten auf ihren Seereisen, welche sie längs der ganzen Küste Europas unternahmen, Waarenniederlagen, und so entstand durch sie z. B. die Stadt Gadir, welche noch jetzt als Cadiz eine der blühendsten Handelsstädte am Ufer des atlantischen Meeres ist. Doch weiter ins Innere des Landes drängte sich dieses gewerbsfleißige Volk nicht; der Handel war sein Element und dazu brauchte es blos Hafenplätze. Indessen erreichte das Reich Chartago in Afrika seine ungeheure Macht, und erstreckte diese auch über das heutige Spanien, welches ihm sein Feldherr Hamilcar 237 Jahre v. Ch., größten Theils erobert. Mit dem Sturze Chartagos fielen diese Besitzungen den Römern zu, und diese beherrschten sie so lange, bis sie endlich nach vielen Kämpfen von den Gothen vertrieben wurden.

Unter der römischen Herrschaft führen die beiden Apostel Paulus und Jacobus das Christenthum ein. Allein die neue Religion ward auch hier wie überall den gräßlichsten Verfolgungen ausgesetzt, besonders während den Regierungen eines Diocletian und Galienus. Erst Constantin der Große ertheilt volle Glaubensfreiheit.

Die Gothen, ein kriegerisches Volk, ursprünglich in Scandinavien und später am Ufer der Weichsel wohnend, zogen nun plötzlich gegen Süden, durchstreiften fast ganz Europa, theilten sich in zwei Hauptstämme, in die Ost- und Westgothen, welch Letztere unter ihrem König Ataulph in Spanien einfielen. Sie setzten sich hier fest und Walia gründete im Jahre 419 n. Ch. das Reich der Westgothen, in der römischen Provinz Gallien.

Von den Gothen gedrückt, bricht aus den Gebirgen des heutigen Galiciens ein anderes Volk hervor, wendet sich gegen die Küste des Mittelmeeres, welche es bis an die Mündung des Ebro erobert. Es sind die Vandalen. Ihr Reich nenneu sie Vandalitia, woraus später der Name Andalusia entstand. Sie gehen aber bald in Erwartung reicher Länder nach Afrika hinüber, und nun entsteht wieder um die von diesen verlassenen Ländereien ein langer Kampf zwischen Gothen und Römern, wo zu sich noch die Einwanderung eines neuen Volkes, der Sueven, gesellt. Während dieser blutigen Kämpfe in Westen gründeten die Ostgothen ihre Herrschaft in Italien, und von ihnen geht später auch die regierende Dynastie in Spanien aus. Eine lange Reihe von Regenten nennt uns die Geschichte. Sie heben die Cultur des Landes, bauen Städte und Festungen; knüpfen Handelsverbindungen an, und unter manchen innern Kriegen, unter manchen Grausamkeiten der Könige gegen das Volk und umgekehrt, fängt endlich eine gewisse Ordnung in Spanien zu herrschen an. Reccared, einer der weisesten Fürsten tritt vom arianischen zum katholischen Glauben über, welcher sich bald allgemein im Volke verbreitet. Die von diesem Zeitpuncte herstammenden Spanier, welche sich nicht mit arabischen Familien vermischten, nennen sich jetzt mit Stolz „alte Christen" während diejenigen arabischen Ursprungs, die nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien, durch die Inquisition getauft wurden, neue Christen genannt werden. — Da geschah es endlich, daß zu Anfang des 8ten Jahrhunderts der gothische König Witiza, ein grausamer Tyrann, dem Herzog von Cordova, mit dem er im Streite lag, die Augen ausstechen ließ, Darüber empört sich dessen Sohn Ruderich, sammelt sich einen bedeutenden Anhang und wird, nachdem er Witiza mit Gleichem vergolten, als König ausgerufen. Diese Empörung, deren in der Geschichte des westgothischen Rei-

ches so viele vorkommen, welche ohne besondere Folgen waren, führte den gänzlichen Untergang des Reiches nach sich. Nach Ruderichs Thronbesteigung bildeten sich nämlich Parteien im Lande, und an der Spitze der Bedeutendsten, welche sich zur Sache des vertriebenen Königs hinneigte, stand Graf Julian, ein Schwiegersohn Witiza's, der nun aus Rache und Eigennutz mit dem Stadthalter von Mauretanien, Muza, in Verbindung trat, nachdem er sah, daß er mit seinen Anhängern zu schwach war, einen bedeutenden Erfolg gegen Ruderich herbeizuführen. Er versprach ihm bedeutende Vortheile, wenn er mit einem Heere nach Europa käme, Ruderich vom Throne stürzen, und ihm, Graf Julian, auf denselben zu heben helfe.

Muza nahm den Vorschlag begierig auf. Das heiße Blut des Arabers wallte freudig auf bei der Aussicht auf Krieg und Beute, und stolze Träume mischten sich dazu. Aber die Gothen waren ein tapferes Volk, nur innerer Zwiespalt konnte es schwächen. Ist Julians Bericht in dieser Hinsicht gegründet? will er nicht, blos durch Rachsucht getrieben, die Araber aufs Gerathewohl in ein Unternehmen verwickeln, dessen Folgen für sie so verderblich werden könnten? oder will er sie wohl gar in eine schlau gelegte Falle locken? — So dachte Muza, und um sich sicher zu stellen, ließ er blos 400 Mann Fußvolk und 100 Reiter unter seinem Feldherrn Tarik Ben Zeyd nach Europa überschiffen. Diese landen am Vorgebirge Calpe, zerstören die Stadt Heraclea, und kehren mit Beute beladen, wieder nach Afrika zurück. Doch schon im kommenden Jahre erscheint neuerdings eine Flotte, welche Tarik mit 17000 Arabern an die Küste Europas bringt. Das Vorgebirge Calpe trägt seit dieser Zeit den Namen Gibel al Tarik (Berg des Tarik) welcher spätere Jahrhunderte in Gibraltar verwandeln.

Eine kleine Abtheilung Gothen, welche ihnen die Landung verwehren will, wird vertrieben, und die Araber setzen sich auf dem Felsen fest. Einige Schriftsteller behaupten, Tarik habe seine Schiffe verbrennen lassen, um seinem Heere jeden Gedanken an eine Rückkehr zu rauben, und ihm nur die Wahl zwischen Sieg und Tod zu lassen. Ein zweiter Haufe bewaffneter Gothen wird zwischen Algesiras und Sidonia überwunden. Siegend dringen die Araber bis an die Ufer der Guadiana vor.

Da erreicht endlich das Jammergeschrei der flüchtigen Gothen das Ohr ihres schwachsinnigen Königs, der sorglos in den Lüsten seines Hofes schwelgt. Nur ungern belastet er den Leib mit dem Gewichte der Rüstung, nur ungern vernehmen die Großen des Reiches den Aufruf zum Kampfe für das Vaterland, welcher überall laut ertönt. Endlich kommt ein Heer von 90,000 Mann zusammen, welches Tariks Heer in den Ebenen von Xeres de la Frontera trifft. Ruderich selbst führt sein Volk in den Streit; auf einem reich verzierten Wagen, von zwei weißen Maulthieren gezogen, mit dem königlichen Diadem geschmückt, fährt er durch die Glieder seines Heeres, unter dessen Fußtritten die Erde seufzt und bebt, wie arabische Schriftsteller sagen. Das erste und letzte Treffen der Christen war schwer gerüstet, wegen der sie umschwärmenden leichten Reiterei des Feindes. Das zweite hatte bloß Schwert, Schild und Lanze.

Drei Tage standen sich die Heere gegenüber, ohne etwas Entscheidendes zu unternehmen; nur einzelne muthige Männer oder wohl kleine Abtheilungen traten vor die Fronte ihrer Stellung, und forderten eine gleiche Anzahl Feinde zum Kampfe auf Leben und Tod. Ein großer Theil des Heeres war als Zeuge bei diesen Zweikämpfen, und rief seinen Verfechtern Muth und Beifall zu, oder fluchte wohl dem siegenden Feinde.

Da schien die überlegene Größe des christlichen Heeres den Muth der Mauren wankend zu machen, und schon fingen sie an, zurück zu gehen. Aber Tarik rief ihnen zu: Ihr wollt an Flucht denken, und wißt doch das Meer hinter eurem Rücken? Erinnert euch, Sieger von Almogreb, an eure Thaten; thut es mir nach, und Sieg und Ruhm wird euer Loos seyn. — Hiermit stieß er seinem Pferde die Sporen in die Seite, legte seine Lanze ein, und stürzte in den dichtesten Haufen der Feinde; sein Heer ihm nach. Tarik dringt mit wüthender Tapferkeit bis zum Könige vor, und bald stürzt Ruderich todt zu seinen Füßen. Der Tod des Königs wird für die Christen das Zeichen zur allgemeinen Flucht, für die Araber zum gräßlichsten Gemetzel. Bis zum Sonnenuntergang war die Schlacht entschieden, nach dem Spruche des Korans: „der Prophet ist gewohnt am Abend zu siegen.“ Allein noch mehrere Tage dauert die Verfolgung der Flüchtlinge fort.

Mordend und raubend verbreiten sich die Araber im ganzen Lande, in einem Lande, welches ein paar Jahrhunderte hindurch der Macht Roms getrotzt. Dieser Tag (26. Juli 712 n. Ch.) war für Spanien entscheidend, und hatte selbst Einfluß auf ganz Europa; denn der Halbmond hatte nun den ersten Schritt auf diesem Welttheil gethan, und alles war zu fürchten von dem ungestümmen Muthe seiner Verfechter, von dem Schrecken, welchen diese unter die Christen gebracht. Der Name „Maure" allein war schon genug, um ganze Städte zittern zu machen. Mit dieser Schlacht endigt die Herrschaft der Gothen in Spanien, und jene der Mauren beginnt. Graf Julian, der Verräther seines Vaterlandes, erhält nicht den Lohn, den er erwartete. Als er nämlich von den Mauren die Krone Spaniens verlangt, und endlich ungestümm fordert, wird er ins Gefängniß geworfen, wo er von Christ und Moslim gleich verachtet, stirbt.

Gibraltar ward nun stark befestigt, denn es mußte den spanischen Mauren die Verbindung mit ihren Brüdern in Afrika erhalten, ebenso wie Algesiras, wo sich die sogenannte Legion aus Palästina festsetzte. Erst zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts fällt es den Spaniern wieder in die Hände. Das mächtige Reich der Mauren wankte damals bereits seinem Verfalle zu; nur Granada war noch in seiner Blüthe, obwohl auch hier schon der Saame der Zwietracht ausgestreuet wurde, der allmälig dessen gänzliches Verderben herbeiführen sollte. Da stritten sich einst zwei maurische Fürsten um die Krone. Jeder hatte seine Partei. — Granada war im Aufstande und die Besatzung von Gibraltar herbeigerufen, um eine der Parteien zu verstärken. Diesen Augenblick benützte ein zum Christenthum bekehrter Maure, Namens Zurro, welcher nun den Spaniern Gibraltar verrätherisch überlieferte.

Zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges wird die innere bedeutendere Festung von den Flotten der Verbündeten, unter Erzherzog Carl von Oesterreich genommen, (Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts) und von den Engländern besetzt, die trotz der mancherlei Stürme, welche ihnen diesen wichtigen Besitz rauben sollten, ihn bis jetzt noch erhalten haben.

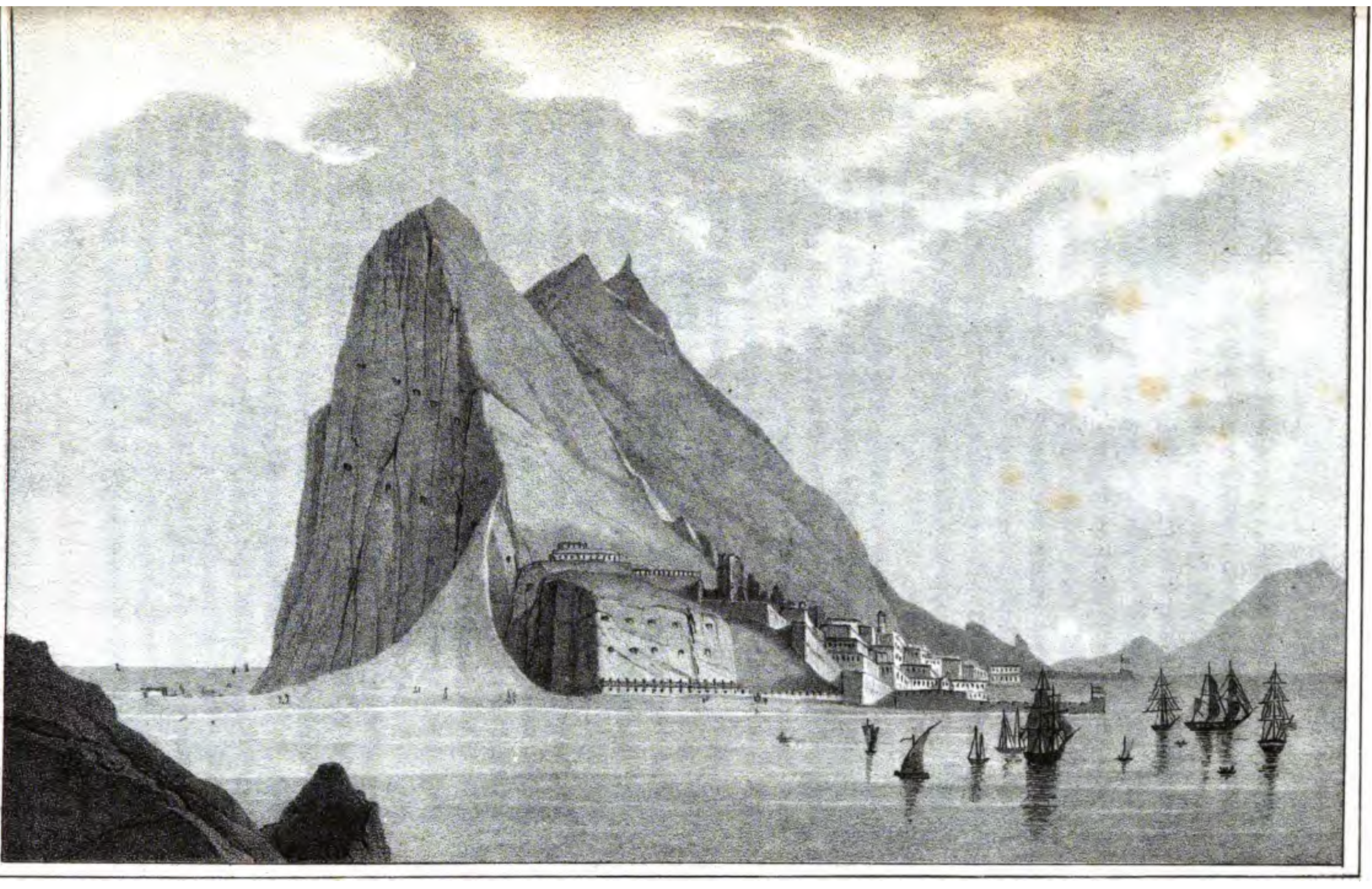
In der That wurde die Wichtigkeit Gibraltars immer größer, je mehr die Völker ihre Landkriege auch durch Flotten zu un-

terstützen begannen, je bedeutender Englands Macht auf dem Meere wurde. Was diese Letzteren darauf verwendeten, um sich dieses Punktes zu versichern, werden wir später sehen.

Es war am Morgen des Tages, an welchem man das Namensfest der Königin von England feierte, als ich in einem Boote die Bay durchschiffte, um mich nach Gibraltar zu begeben. Kein Wölkchen trübte das schöne Himmelszelt, dessen zartes Blau das ganz ruhige Meer wie ein treuer Spiegel wieder gab. Nur hier und da tauchte ein leichtes Segel, von der sanften Morgenluft geschwellt, aus den Fluthen empor, oder ein Schwarm Delphine trieb sein munteres Spiel auf der weiten ruhigen Fläche, nach kleinen Fischen jagend, welche ängstlich aus dem Wasser sprangen, um ihren Feinden zu entgehen, obwohl sie auch dadurch keine Rettung fanden, da unzählige Seemöven, diese gewöhnlichen Begleiter der jagenden Delphine, wie Pfeile auf sie herabschossen. Lange beobachtete ich dieß lebendige Treiben und die schönen Bilder, welche mich rings umgaben, da donnerte ein Kanonenschuß von den Wällen Gibraltars herab, und gab das Signal zu den Salven, mit welchen man den gefeierten Tag begrüßte. In abgemessenen Zeiträumen dröhnten nun die Feuerschlünde aus allen Werken des Felsens.

Und mit gleicher Zunge antworteten die Batterien von Algesiras und der in beiden Häfen vor Anker liegenden, mit bunten Flaggen und Wimpeln geschmückten Schiffe aller Nationen. Selbst aus dem andern Welttheile herüber hörte man wie das Echo eines dumpfen Donners tönen. Es waren die Feuerschlünde von Ceuta. — Während dieses wahrhaft großartigen Schauspiels kamen wir im Hafen von Gibraltar an.

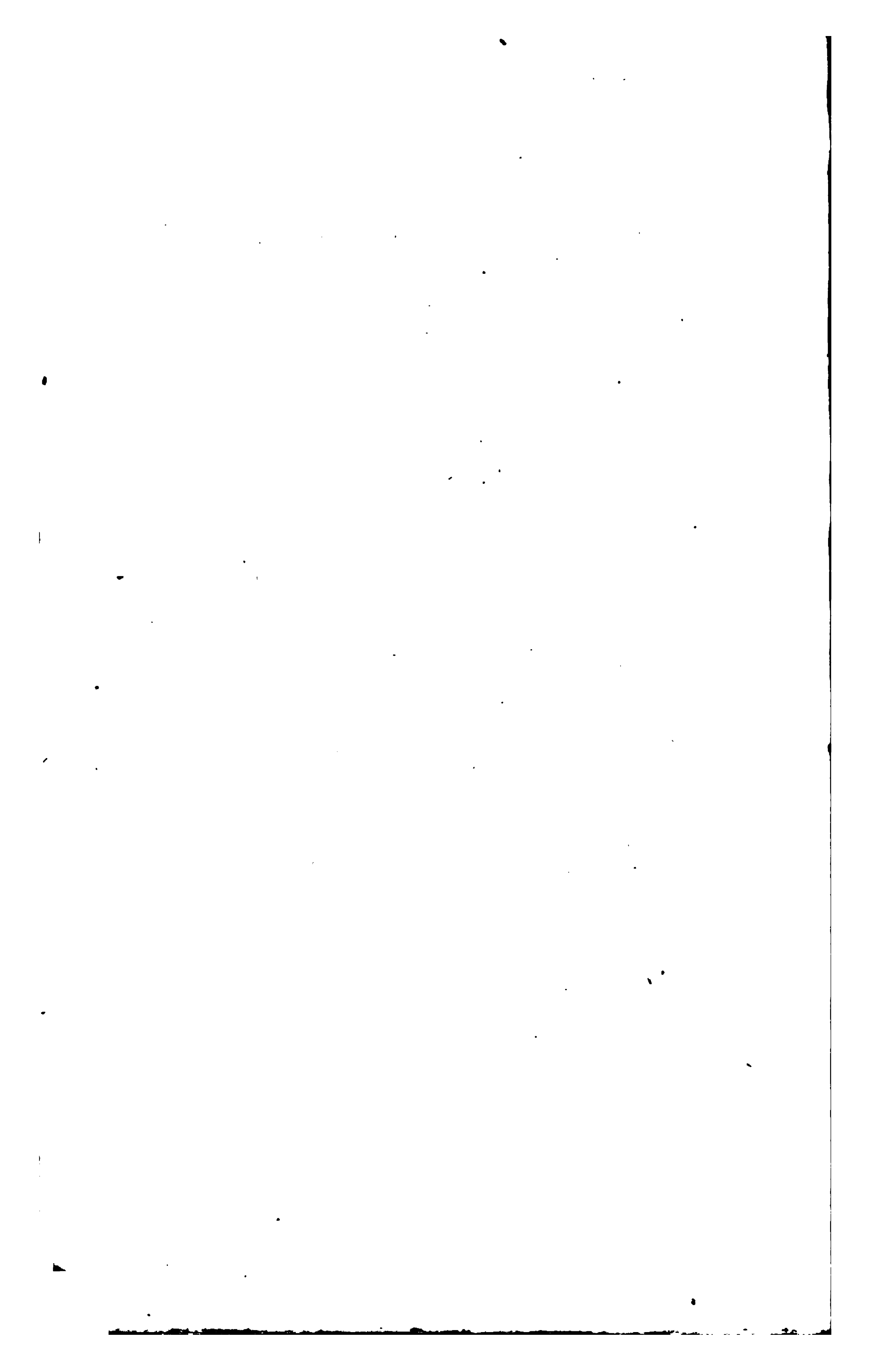
Bei günstigem Winde ist dieß wohl der kürzeste Weg von Algesiras bis Gibraltar. Scheut man aber ein paar Stunden Umweg nicht, so thut man besser, längs der Küste dahin zu reiten. Man genießt dabei vollkommen die schönen Umgebungen der Bay, und langt überdieß noch an der Nordseite des Felsens an, wo er sich am imposantesten ausnimmt. Wie ein beinahe senkrechter Kegelabschnitt erhebt er sich hier zu einer Höhe von 1200 Fuß.



GIBRALTAR

(Nordseite)

gedruckt bei M.R. Toma in Wien



Man kommt über jene niedere Landenge, welche ihn mit dem Festlande verbindet. Sie ist von den Mächten neutral erklärt worden, und an beiden Gränzen unterhalten sowohl Engländer als Franzosen eine starke Postenkette, welche mit scharf geladenem Gewehre den freien Verkehr hemmt, und von Seite Spaniens die Einfuhr unverzollter Waaren zu verhindern sucht. Auch hat man von dieser Seite den überraschenden Anblick aller jener unzähligen Werke, welche den Felsen sowohl von Außen als auch von Innen vertheidigen, und jener furchtbaren Batterien, welche dem hier befindlichen Thore den Namen Feuerthor (Puerta de fuego) geben. Doch ich beginne mit meiner Beschreibung dort, wo ich zuerst Gibraltar betrat.

Kaum am Hafendamm (Muelle) angelangt, der sich, mit einer oben offenen Gallerie zu beiden Seiten durch unzählige Feuerschlünde vertheidigt, weit in die See erstreckt, befindet man sich schon in einem wahren Labyrinthe von Festungswerken, die sich zu einer bedeutenden Höhe des Felsens hinaufziehen. Die Werke, welche nebst dem Molo den Hafen beschützen, bilden ein starkes Kronenwerk, welches durchaus casemattirt ist, um die unmittelbar anspielenden Wellen leichter bestreichen zu können. Die Schießscharten sind vergittert, um das Hereinsteigen zu verwehren; nur der schwarze Mund der eisernen Kanone reicht dazwischen hinaus, und wird von dem Schaume der Brandung bespritzt. Hinter diesem Werke beginnt die Stadt. Sie ist wenigstens in den Hauptgassen freundlich gebaut, und mag, abgerechnet die Garnison, ungefähr 4 — 5000 Einwohner haben, die sich größtentheils vom Handel ernähren. Man sieht da aber auch ungeheure Waarenniederlagen, und die Produkte aller Welttheile sind daselbst aufgehäuft, um in alle Länder Europa's verführt zu werden. Dieß erregt ein außerordentlich lebhaftes Treiben auf den Gassen, für den Fremden um so interessanter, als man Menschen von allen Zonen der Erde beisammen sehen kann. Amerikaner, Asiaten, Afrikaner drängen sich hier mit den Europäern im buntesten Gewühle herum. Besonders fielen mir die Marokkaner auf, deren sonnenverbrannte Gesichter ganz sonderbar aus den weißen Haicks hervorsahen. Auch die Tracht der Bürgersweiber spanischen Ursprungs von Gibraltar, ist sehr eigenthümlich. Sie besteht in ei-

nem scharlachrothen Mantel, welcher die ganze Gestalt vom Kopfe bis an die Füsse verhüllt.

Außer der Börse fand ich in der Stadt kein bemerkenswerthes Gebäude; denn die Kasernen und anderen Militäranstalten, welche ihres schönen und soliden Baues und ihrer innern Einrichtung wegen, besonders für einen Militär sehr sehenswerth sind, befinden sich alle außerhalb der Stadt, längs des ganzen Felsen bis an die Punta dell' Europa zerstreut.

Der damalige Gouverneur von Gibraltar, General Don, ein ehrwürdiger aber noch rüstiger Greis von 80 Jahren, dem wir vorgestellt wurden, nahm uns Oesterreicher sehr freundlich auf, und gab sogleich Befehl, uns alle Merkwürdigkeiten zu zeigen. Man führte uns also in allen Festungswerken herum, zu deren Beschreibung in diesen Blättern der Raum mangelt. Nur von den Gallerien sei mir zu sprechen gestattet, welche sich an der nördlichen Seite des Felsens befinden.

Schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunders fingen die Spanier an, den Felsen auf der Nordseite, wo er beinahe senkrecht abfällt und gegen das feste Land die Erbauung von Festungswerken nicht zuläßt, durchzubrechen, und so Gallerien zu bilden. Diese wurden mit der Zeit immer mehr und mehr vervollkommt, und durchziehen jetzt den Felsen in drei aufsteigenden Etagen. Sie sind so geräumig, daß man die größten Geschütze mit Pferden bespannt, hineinführen kann. Die Kanonen stehen in einigen Seitencorridors, und ihre Lafetten sind so construirt, daß man die Schüsse bis zu einer bedeutenden Tiefe senken kann. Diese Durchbrechung des Felsens ist ein wahres Riesenwerk, und Jahrhunderte waren wohl dazu nöthig, um ihnen jenen Grad von Vollkommenheit zu geben, auf der man sie jetzt findet.

Zur Zeit der Mauren wurde Gibraltar durch ein festes Kastell vertheidigt, dessen Ueberreste man noch unten im Norden der Stadt auf einem Felsen sieht. Schon Tarik soll es erbaut haben. Es besteht aber jetzt bloß nur aus Ruinen, die gar nichts Sehenswerthes bieten.

Als wir zur Tafel des Gouverneurs gezogen wurden, bewirthete er uns auf einem Tische, welcher aus dem Holze jener berühmten schwimmenden Batterien der Spanier verfertigt war, die

Elliot in der Belagerung v. J. 1782 durch seine glühenden Kugeln zerstörte. Mit einem gewissen Stolze wies man uns auf der Tischplatte die Spuren, wo die brittischen Kugeln durchgeschlagen hatten. Jene Belagerung war aber auch eine der hartnäckigsten und blutigsten, welche Gibraltar auszustehen hatte.

Der Herzog von Crillon befehligte das aus Spaniern und Franzosen bestehende Belagerungsheer, welches die Linien von St. Roch besetzt hatte. Furchtbare Batterien wurden errichtet, und spielten unaufhörlich gegen die Festung. Wohl zwanzig Bomben zugleich sah man immer in der Luft schweben. Allein das gutgerichtete Feuer, welches die Belagerten aus ihren Gallerien schickten, vereitelte jede Bemühung von der Landseite. Man erdachte also ein Mittel, um den Angriff auch von der Seeseite unternehmen zu können, und dieses bestand aus sogenannten schwimmenden Batterien, wie sie schon während dem Feldzuge Carl V. in Afrika angewendet wurden. Eilf alte Linienschiffe richtete man dazu ein, gab ihnen ein schräges Dach aus Gußeisen, welches die Bomben auffangen sollte, und ein eigenes Pumpenwerk, um den nöthigen Wasservorrath bei entstehendem Brande zu haben. Der Kommandant Gibraltar's, der englische General Elliot sah diese furchtbaren Zurichtungen, und fand bald ein Gegenmittel. Man schoß auf die schwimmenden Batterien mit glühenden Kugeln, wovon sie bald in Brand gesteckt wurden. Ihre Besatzung befand sich dabei in der gräßlichsten Lage, denn sie hatten keine Böte, um sich zu retten, und jeder Versuch, sich vom Lande her den Batterien zu nähern, war vergeblich, da die zerspringenden Bombenvorräthe auf denselben jeden Augenblick mörderische Explosionen verursachten. Die Festung stellte ihr Feuer ein, und auch die Kanonen der Belagerer schwiegen. Alles beobachtete den entsetzlichen Brand. Den kommenden Morgen sah man nur noch die Trümmer auf dem Meere schwimmen, an welchem halbverbrannte Menschen geklammert, mit dem Tode kämpften. Die Engländer selbst retteten noch 400 derselben, aber gegen 2000 sollen ums Leben gekommen seyn. Dieß war also das Ende eines Unternehmens, welches den Spaniern bei zwei Millionen Piaster gekostet. Die Belagerung dauerte noch fort, als aber ein Sturm einen großen Theil der vereinigten Flot-

ken zerstört hatte, schloß man Frieden, und England blieb im Besitze der Festung.

Auf der mittlern Felsenspitze des Berges steht ein Telegraph, welcher alle vorbeisegelnden Schiffe und sonstigen Vorfälle auf der See und den Küsten beider Welttheile signalisirt. Der herrlichen Fernsicht wegen, die man dort oben hat, entschlossen wir uns, den steilen Berg hinanzuklimmen, was in der großen Hitze eines Julitages keine kleine Aufgabe war. Wie überall hin, führte uns auch hier einer der englischen Offiziere, welche bei unseren öfteren Besuchen in Gibraltar wetteiferten, uns die freundschaftlichste Aufmerksamkeit zu beweisen.

Anfangs kamen wir durch einige Gartenanlagen, aber nicht lange dauerte der Genuß des erquickenden Schattens, den wir hier zwischen Bäumen und dichtem Gebüsche hatten, denn weiter hinauf ist der Felsen nur spärlich mit einem niederen Palmengestrippe bewachsen, und selbst dieses sieht von der Sonnenhitze ganz verbrannt aus. Ueberhaupt ist es unbeschreiblich, welche Hitze sich auf dem kahlen Gestein erzeugt. Nicht einmal die kühlenden Seewinde sind im Stande ihre Kraft zu brechen. Dadurch erzeugen sich auch die so häufigen gelben Fieber, und jeder, der nicht etwa durch sein Geschäft an Gibraltar gebunden ist, flieht darum während der Sommermonathe den gefährlichen Aufenthalt, und zieht sich in die erfrischenden Lüfte der spanischen Küste. Selbst die Garnison wandert dann, wenn sich das gelbe Fieber zeigt, aus ihren Kasernen, und campirt auf der neutralen Landenge.

Ungefähr auf der halben Höhe des Berges wurden wir in die St. Michaels-Höhle geführt. Durch ein hohes, natürliches Thorgewölbe gelangt man in einen von schönen Stalaktiten umgebenen unterirdischen Raum, der bis zu einer beträchtlichen Tiefe gangbar gemacht ist. Am Ende führt ein weiter Schlund beinahe senkrecht nach abwärts, dessen Tiefe unergründet ist, denn einen hinabgeworfenen Stein hört man so lange fortkollern, bis sich der Ton wegen der Entfernung ganz verliert. Man erzählt sich die Fabel, daß dieser Schlund unter der See bis zum Monte Simia in Afrika fortläuft, und daß die Affen, welche sich auf den Felsen von Gibraltar in Menge aufhalten, durch denselben von dort herüber kommen. Eine etwas lange unterirdische Reise, welche diese Thier-

chen unternehmen müßten! — Wir waren bloß mit einigen Windlichtern in die Höhle gestiegen, doch als wir eine Stelle erreicht hatten, wo dieselbe ihre größte Ausdehnung erreicht, gab unser Führer ein Zeichen, und der ganze Raum erglänzte von griechischem Feuer. Auf den verschiedenen Tropfsteingebilden stand überall ein brittischer Soldat in seiner rothen Uniform, und hielt das Feuer an einer Stange wie eine Fackel vor sich. Vergebliche Mühe wäre es, wollte ich es versuchen, den Effekt zu beschreiben, den diese Beleuchtung erzeugte — ich würde doch nur immer ein mattes Bild liefern können. Der Glanz eines Feentempels umgab uns, und erst als nur wieder der rothe Schein unserer Lichter auf die Scene wirkte, entwand sich ein Ausruf der Bewunderung unserer Brust. — Welchen Effekt müßte es erst machen, dachte ich mir, würde die wohl zwanzigmal größere Adelsberger Höhle, welche ich einige Wochen früher besuchte, mit griechischem Feuer beleuchtet.

Die Aussicht vom Telegraphen ist über alle Beschreibung großartig. Die ganze Küste Spaniens, mit ihren unzähligen Gebirgsreihen bis zu den Eisspitzen der Sierra nevada, weit gegen Malaga hin; die schöne Bay von Gibraltar mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren bewaldeten Bergen und freundlichen Thälern, lag auf der einen Seite vor uns ausgebreitet, während auf der andern unser Blick über die, durch große und kleine Schiffe belebte Meerenge, nach der afrikanischen Küste hinschweifte, auf Tanger, Ceuta, oder den ungeheuern Felshöhen des Atlasgebirges ruhen blieb, oder sich in die unübersehbaren Flächen des Oceans und des Mittelmeeres verlor. Wäre man auf diesem Punkte nicht von der ganzen Welt getrennt, und den etwas gar zu unsanften Stürmen ausgesetzt, so müßte man den Wächter des Telegraphen wahrhaftig um seinen erhabenen Wohnsitz beneiden. So aber sieht er, außer etwa einem Fremden, welchen, wie uns, die Neugierde hinauftreibt, keine menschliche Seele, wenn er nicht das Fernrohr zu Hülfe nimmt, und seine einzige Gesellschaft sind die Affen, die manchmal Lust bekommen, sein Gärtchen oder seinen Obstvorrath zu besuchen. Indessen sind diese Thierchen nicht etwa gezähmt, ja sie lassen sich es oft sogar einfallen, den Schildwachen mit Steinwürfen recht arg mitzuspielen, wogegen diese sich nicht einmal wehren dürfen, da es streng verboten ist, einen Affen zu tödten, damit dieses in

ganz Europa nur auf Gibraltar einheimische Thiergeschlecht sich erhalte.

Nachdem wir wieder hinab gestiegen waren, besahen wir die Kasernen und übrigen Militäretablissements, die wirklich einen hohen Grad von Zweckmäßigkeit mit Eleganz verbinden. Unter den fünf Regimentern der Garnison von Gibraltar, worunter auch die Artillerie gezählt ist, interessirten mich besonders die Bergschotten in ihrer ganz eigenthümlichen Nationaltracht; sie sieht für einen Soldaten beinahe etwas zu theatralisch aus. Eine schottische Mütze mit Strausfedern, ein rothes Collet, ein Kittel von gewürfeltem Zeuge, der nur bis an die Kniee reicht, kurze weiße mit rothen Bändern überschnürte Strümpfe, und Schuhe mit großen Schnallen machen die Hauptbestandtheile derselben aus. Beinkleider tragen sie keine, daher die Waden nackt sind. Dieß macht, daß sie von den, in diesem heißen Clima so häufigen Mücken furchtbar gepeinigt werden. Als man ihnen aber aus dieser Ursache Beinkleider geben wollte, wäre unter den Soldaten bald eine Empörung ausgebrochen, wie man uns erzählte, und so unterblieb es wieder.

Alle zwei Jahre werden die Truppen aus dem Mutterlande oder aus andern Colonien abgelöst. Ihre Verpflegung geschieht aus großen Magazinen, die man aus Marokko ergänzt, mit welchem Lande die brittische Regierung dieserwegen einen eigenen Vertrag abgeschlossen hat. Das Schlachtvieh, welches von dort um einen erstaunlich geringen Preis geliefert wird, kommt in eigens erbaute, sehr schöne Maststallungen. Das nöthige Futter geben die sanftern Abhänge des Berges, woselbst auch etwas Hafer gebaut wird.

Die Garnison bekommt indessen nur dreimal in der Woche frische Lebensmittel; die übrigen Tage Pöckelfleisch und Zwieback. Jedoch wird dem Soldaten auch Wein, oder mit Wasser verdünnter Rhum gereicht.

Doch genug von den militärischen Einrichtungen, die größtentheils nur für den Soldaten ein Interesse haben. Nur noch von der Bibliothek will ich sprechen, welche sich die Offiziere nach und nach angeschafft. Sie befindet sich in einem schönen und passenden Locale, und besteht aus den besten militärischen und belletristischen Schriftstellern. Auch findet man da alle möglichen Journale, und,

was mir besonders gefiel — immer eine große Anzahl Leser. Wir lernten hier einen Arzt kennen, welcher sich längere Zeit am Hofe des Sultans von Marokko aufgehalten, wohin ihn dieser zur Heilung einer seiner Frauen berufen.

Bei unserer Rückfahrt nach Algesiras bestiegen wir noch eine im Hafen liegende amerikanische Fregatte — dieselbe, welche Lafayette nach Frankreich gebracht hatte *). Was mir besonders an diesem schöngebauten Schiffe auffiel, war das weiße Holz, aus welchem die Verdecke gezimmert sind, und dem Ganzen eine besondere Eleganz verschaffen. Es soll aber nicht so dauerhaft seyn, als unser braunes Eichenholz. Die Offiziere bewirtheten uns mit amerikanischem Cyder — einem köstlichen Getränke.

In einer jener herrlichen Sommernächte, wie man sie nur im Süden kennt, lichtete unsere Corvette die Anker. Wir segelten nach Malaga, von wo wir dann zu Lande Granada besuchen wollten, jene Stadt der Wunder aus der Epoche der Mauren. Ein günstiger Wind blähte unsere Segel, und wie ein Pfeil flog das Schiff in die Meerenge, an dem Felsen von Gibraltar vorbei, welcher wie ein ungeheurer Riese sein dunkles Haupt in den reinen sternfunkelnden Aether emporstreckte. Die Luft war so mild, so angenehm, daß ich mich unmöglich entschließen konnte, meine enge Camerine zu betreten, und so blieb ich denn auf dem Verdecke, hüllte mich gegen den heftigen Nachtthau in meinen Mantel, und erwartete so, mit dem wachhabenden Offiziere und dem Steuermanne, den kommenden Morgen. Alles war um uns still geworden, bis auf das Anschlagen der Wellen an die Schiffswände, und das Geschnarche der Matrosen, welche schlafend auf dem Verdecke herumlagen, bis sie irgend ein Ruf des Offiziers zum Tauwerk oder auf die Raaen rief. Der Steuermann, die eine Backe mit einer Portion Taback angestopft, stand wie eine Maschine an seinem Rade, den Blick abwechselnd gegen die straffen Segeln gerichtet, ob sie den frischen Westwind wohl auffingen, oder auf den vor ihm stehenden Com-

*) Sie hieß Brawyne; von einem Siege bei dieser Stadt im amerikanischen Freiheitskriege.

pas, der vom Schein einer kleinen Lampe schwach erhellt wurde. Wir andern Beide gingen auf und ab, und unterhielten uns mit heitern Gesprächen aus der Gegenwart, oder mit der Erinnerung an die Schicksale des Landes, an dessen schönen Küste wir jetzt dahinsegelten. Natürlich streiften diese Erinnerungen in jene Zeit, in welcher die Araber das Land zu einem blühenden Garten umschufen, in welchen sie jene Prachtwerke der Kunst aufführten, die noch jetzt, obgleich durch die Unwissenheit ihrer Nachfolger dem Verfalle überliefert, als Trümmer den Reisenden die höchste Bewunderung abbringen. Es wird nicht bald ein Land geben, welches so grelle Veränderungen erlitten hat, wie dieß bei Spanien der Fall war, als es die Schlacht von Xeres de la Frontera den Arabern allmälig in die Hände lieferte. Eine andere Regierungsform, andere Religion, andere Sprache, Sitten und Gebräuche des Volkes, waren binnen wenigen Monden der Erfolg.

Tarik wirft sich nach jenem glänzenden Sieg auf Corduba und Toledo. Beide Städte waren schnell erobert. Muza selbst, der mit einem Heer von 18000 Kriegern aus Afrika kommt, durchzieht das ganze Land siegreich bis an die Pyrenäen. Sein Sohn Abdelasis erobert Sevilla. Bei Chartagena trifft er auf seinem Zuge den Gothen Theodomir, der sich ihm kühn entgegen wirft. Obgleich bezwungen, ehren die Mauren seine Tapferkeit, schenken ihm die Freiheit und er wird ihr Vasalle. Die übrigen Gothen aber fliehen in die Gebirge von Asturien, wo sie sich fest setzen, und häufige Kämpfe mit den Moslims bestehen. Indessen entspinnt sich unter den Arabern der Kampf zwischen den Abassiden und Omiahden. Einer der Letztern, Abderrhaman, ein kluger unternehmender Mann, flieht nach Spanien, wird von den dortigen Arabern mit Enthusiasmus ausgenommen, und gründet das Königreich von Corduba, welches fünf Jahrhunderte lang der Segen des Landes, der Schrecken der Christenheit war. Er versammelt die größten Gelehrten und Künstler seiner Nation um sich, baut Paläste und Moscheen, deren Pracht, obgleich in veränderter Gestalt, noch jetzt angestaunt wird, und erhebt sein Reich überhaupt zu einem der blühendsten in der Welt. Selbst Christen strömten nach Corduba, um ihre Waffen mit denen der Araber bei den glänzenden Turnieren

zu messen, welche der König bei den verschiedenen Festen veranstaltete.

Die Mauren hatten den Ruhm ihrer Waffen in ganz Spanien verbreitet, allein die Pyrenäen sollten ihre Gränze bleiben, denn als sich ein Heer von einigen Hunderttausenden mit Weib und Kind und Gepäck über diese wagten, um sich in Frankreich anzusiedeln, überfiel sie Carl Martell mit seinen Franken zwischen Poitiers und Tours, und brachte ihnen eine so furchtbare Niederlage bei, daß 375,000 Araber das Schlachtfeld als Leichen bedeckten. Die Uebriggebliebenen flohen wieder nach Spanien zurück. — Carl der Große ging sogar selbst über die Pyrenäen, eroberte das Land bis an den Ebro, und gründete hier seine spanische Mark. Indessen war das Califat der Omiahden zu Corduba entstanden, unter welchen Sevilla, Toledo, Murcia und noch andere maurische Königreiche blühten. Das Reich der Araber in Spanien hatte seinen größten Flor erreicht. Während ein Theil von Europa sich noch im Zustande halber Barbarei befand, und in dem andern die früher bestandene Cultur durch die Einfälle roher Völker oder durch eigene Entnervung wieder zu Grunde ging, hoben sich Wissenschaften und Künste in Spanien auf eine bewunderungswürdig schnelle Weise, unter den Ersteren besonders Astronomie, welche später freilich wieder wie überall einen mystischen Charakter annahm und in astrologische Grübeleien ausartete, so wie sich die Chemie endlich bloß das Goldmachen zum Zwecke ersah, und im Streben nach einem Luftgebilde so lange Zeit auf einer sehr niederen Stufe stehen blieb. Unter den Künsten aber wurde Musik und Dichtkunst am vorzüglichsten betrieben. Aber Alles, was Wissenschaft und Kunst damals erzeugte, ging nach dem Verfalle des maurischen Reiches gänzlich verloren; ja sogar bestimmte geschichtliche Daten über die damaligen Verhältnisse des Landes mangeln uns. Alles ward den Flammen übergeben, oder ward, wir müssen es zur Schande sagen, durch den Vandalismus späterer Jahrhunderte zerstört. Soll nicht das Archiv der Alhambra im französischen Freiheitskriege zum Patronenmachen verwendet worden seyn! Welche unschätzbare Urkunden und Kunstwerke mögen dadurch unwiederbringlich verloren gegangen seyn!

Indessen, eben die vielerlei Königreiche, in welche sich das Reich der spanischen Mauren theilte, mögen auch die Ursache seines nachherigen Verfalles seyn; denn unter so vielen Herrschern konnten auch Zwistigkeiten nicht ausbleiben, die endlich in blutige Bürgerkriege ausarteten. Die Gothen in den nördlichen Gegenden bekamen dadurch immer mehr Kraft, und bald konnten die Könige von Castilien und Leon mit entschiedener Macht auftreten, was sich besonders schon zu Zeiten jenes Ferdinands zeigte, dessen Feldherr Rodrigo Diez de Vivas, den Mauren unter den Namen el Sald (oder Cid) so furchtbar wurde. Seine Heldenthaten wurden in unzähligen Romanzen besungen.

Im Jahre 1220, als die maurische Dynastie der Almoraviden auf die Almoheden übergegangen war, verbanden sich endlich alle christlichen Fürsten Spaniens zu einem Hauptschlage. Papst Innocenz III. schickt ihnen bedeutende Hülfstruppen, und mit diesen vereint, greifen sie bei Tolosa die Mauren an, welche sie auch wirklich schlagen. Alles geht dem Halbmonde verloren, bis auf Granada, Valencia, Murcia und ein Theil von Andalusien. Die maurische Macht war gebrochen. Immer mehr nehmen innere Zwistigkeiten zu, welche das Reich moralisch zerstückeln, und als sechzehn Jahre später Ferdinand III. auch Corduba und Sevilla erobert, bleibt nur noch Granada die feste Säule, an welcher sich die von allen Seiten gedrängten Mauren in der Hoffnung einer bessern Zukunft klammern. Denn in jenen Städten, welche die Christen eroberten, hatten die Einwohner nur eine Wahl: entweder den katholischen Glauben anzunehmen, oder mit Zurücklassung ihrer ganzen Habe auszuwandern. Die Meisten aber wählten das Letztere, und flohen dahin, wo das Kreuz noch nicht gesiegt hatte. So soll es bei der Eroberung von Corduba ein jammervoller Anblick gewesen seyn, wie die armen Moslims mit Weib und Kind in Trauer gehüllt, durch ein Thor in die Verbannung zogen, während durch das Andere die Spanier mit Trompetenschall und Triumphgeschrei von der Stadt Besitz nahmen. Die Vertriebenen ziehen nach Granada und Malaga. Der Fall Corduba's hebt Granada auf den höchsten Punkt seiner Macht und seines Glanzes.

Endlich brach der Morgen an. Einzelne rothe Wolkenstreifen zogen sich am Rande des östlichen Horizonts hin, als Vorbothen des prächtigen Schauspieles, welches ein Sonnenaufgang auf dem Meere darbietet. Bald darauf stieg die Morgenröthe purpurn empor, die See und die fernen Gebirge mit den brillantesten Farben übergießend. Jede Welle bildete einen langen gluthrothen Streif so weit das Auge reichte, der sich immer näher daher wälzte, bis er sich in unzählige feurige Zacken brach. Je höher die Sonne gegen den Rand des Horizonts stieg, desto prachtvoller wurden die Farben des Firmaments, desto glänzender erleuchtet die hohen Felsenberge der Küste. Nicht allmälig erhob sie sich aus der Fluth; wie auf den Wink einer Zauberruthe stand die ganze Scheibe da, und sendete eine Feuersäule bis an unser Schiff. Meer und Land schien sich durch diesen Moment frisch zu beleben; denn jetzt erst erblickten wir all die Fischerbarken längs der Küste hinsteuern, das muntere Spiel der Delphine, der Seemöven und ganzer Schwärme fliegender Fische, welche wie Racketen einige Schuh hoch über den Wasserspiegel dahinschossen, und nur manchmal ihre Flossen in das befreundete Element tauchten. Die Küste selbst aber glich einem schönen Garten, zwischen dessen Weinbergen und Olivenwäldern einzelne Bauernhöfe und ganze Ortschaften freundlich hervorblickten. In ihrer üppigen Umgebung schienen sie wie im Schooße des Ueberflusses zu ruhen. Die reizendste Lage von Allen hatte das Städtchen Marbella; es ist am Abhange eines Hügels wahrhaft malerisch gebaut. Ob es aber bei näherer Betrachtung denselben Eindruck macht, steht dahin.

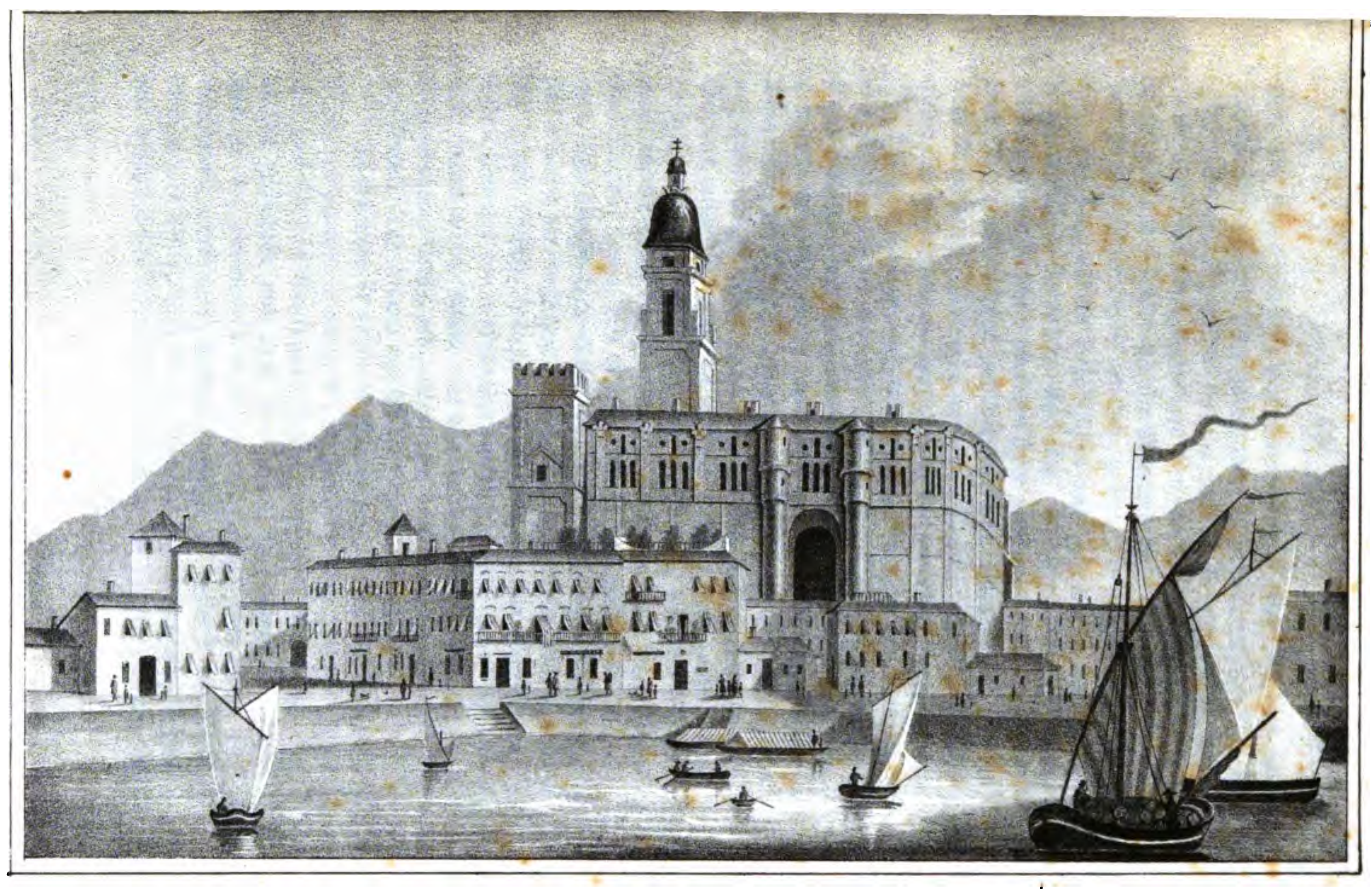
Gegen 2 Uhr nach Mittag tauchte das alte Kastell von Malaga vor unsern Blicken aus den Wogen auf, dann der Leuchtthurm, die Kathedrale, und endlich lag die ganze Stadt mitten in ihren 7000 Weinbergen vor uns ausgebreitet. Wir flogen in den Hafen, die Segel wurden eingerefft, und der Anker fuhr auf den Grund.

Malaga hat eine überaus schöne Lage. Die schroffen Berge, welche auf der ganzen Küste bis ans Meer reichen, laufen hier in sanfteren Abhängen aus, und bilden einen Kessel, vom Guadalmedina durchströmt, an dessen Ausflusse die Stadt erbaut ist. Rechts erhebt sich auf einem Felsen das Giralfarro, ein maurisches Kastell,

jetzt nur noch eine schöne Ruine; unter denselben nahe am Muelle (Molo, Hafendamm) mit seinem schönen Leuchtthurme, die weitläufigen Gebäude der königlichen Cigarrenfabrik. Ueber die recht hübschen Häuser, welche den Hafen umgeben, ragt die prächtige Kathedrale hervor, und den Hintergrund zu dem ganzen Gemählde bilden die dunkeln Felsenmassen der Sierra Alpuraras.

Das Innere der Stadt ist größtentheils recht nett. Die Häuser mit ihren Balkonen mit verschiedenfarbigen Blechen bedeckt, haben sehr niedere Dächer oder flache Terässen. Eine schöne Paseo mit Jasmingesträuch und verschiedenen Bäumen umgeben, zwischen welchen Statuen und steinerne Sitze angebracht sind, dient auch den Bewohnern Malagas zu den abendlichen Promenaden. Aber auch den Tag über sind die Straßen, ausgenommen zur Zeit der Siesta, recht belebt, was der ausgebreitete Handel bewirkt, den die Einwohner betreiben. Der hauptsächlichste Artikel desselben ist natürlich der berühmte Wein, welchen die Umgebung der Stadt in so reichlichem Maaße liefert. Er theilt sich in zwei Hauptsorten; in diejenige aus frischen Trauben erzeugt, und den sogenannten Ausbruch, welchen man aus den halbgetrockneten Trauben preßt. Die Erstere ist unstreitig die bessere Sorte. Ueberhaupt bleibt aber der Malagawein nur dann ganz rein, wenn er zu Land verführt wird; zu jenem, der auf Schiffe kommt, wird etwas Rhum gemischt, weil er sonst verdirbt. Viele tausend Menschen in der Stadt und ihrer Umgebung leben von diesem Handel, und überall erblickt man jene langen dünnen Fässer, in welchen der Wein verführt wird.

Außer dem Giralfarro sieht man in Malaga nur wenig Ueberreste aus den Zeiten der Mauren, welche hier bis zum Jahre 1487 herrschten, wo Ferdinand und Isabella die Stadt durch Hunger bezwangen, und die ihrem Glauben treuen Einwohner verjagten. Hier und da ein Thorbogen, in der, der maurischen Bauart eigenthümlichen Hufeisenform, oder die Wände eines Hofes mit blaugefärbten Ziegeln ausgelegt, oder irgend ein Stück einer arabischen Inschrift als Thürschwelle oder Wasserbehälter, sind die einzigen wenigen Gegenstände, welche den Reisenden erinnern, daß hier einst der Halbmond geherrscht. In einer Hafenstadt leidet das Alterthümliche eher eine Veränderung als, im Innern des Lan-



MALAGA

gez. u. gedruckt bei M.R. Toma in Wien

des. Die Bedürfnisse, der Geschmack der Bewohner, wandelt sich in viel kürzerer Zeit. Wir haben zwar in unseren Ländern einen grellen Gegenbeweis dieser Behauptung an Venedig; allein man bedenke nur, wie schwierig es hier wird, ein Gebäude umzumodeln, wenn man anderes als das alte Materiale dazu braucht — und zudem ist hier dasselbe Volk geblieben, während in Malaga ein Fremdes, mit ganz andern Bedürfnissen und Gebräuchen die Häuser seiner arabischen Vorfahren übernahm. — So war die Kathedrale eine maurische Moschee, aber von ihrer ursprünglichen Anlage steht wohl nur noch ein Theil der Hauptmauern. Alles übrige, besonders die vielen Verzierungen, womit die Aussenseite, wenn man sie näher betrachtet, beinahe überladen ist, ist ein Werk neuerer Zeit. Sie hat zwei Thürme, die beide unausgebaut scheinen. Der Eine etwas höher als der andere, ist mit einer kleinen Kuppel gedeckt. Trotz dem hat das ganze Gebäude ein imponirendes Ansehen, und man tritt mit einem demüthigen Gefühle durch den riesigen Thorbogen. Das Innere der Kirche wirkte aber noch auffallender auf meine Empfindung, ja ich muß gestehen, daß mich ein heiliger Schauer erfüllte, so lange ich in diesen ungeheuern Gewölben wandelte, wozu wohl die schmucklose Einfachheit beigetragen haben mag, welche ihnen den Charakter des Erhabenen aufdrückt. Mächtige Säulen, immer vier vereint, tragen diese Gewölbe, an welchen alle überflüssigen Schnörkel und Verzierungen weggelassen sind. Selbst der freistehende Altar trägt blos einige Leuchter und ein hohes Kruzifix. Indessen bemerkte ich über den Seitenaltären, schöne Gemälde von Murillo und andern der besten spanischen Meister, so wie in einer Nische eine Gruppe aus weißem Marmor, die Kreuzabnahme darstellend, von einer bewunderungswürdig schönen Arbeit. Der Namen des Meisters ist mir entfallen.

In Spanien ist es etwas schwieriger, die Kunstschätze einer Kirche zu betrachten als z. B. in Italien; denn wollte man so wie dort in das Gotteshaus treten, und jedes Bild von allen Seiten betrachten und laut beurtheilen, unbekümmert um die Andacht der anwesenden Beter, so dürfte man vom Volke das Schlimmste gewärtigen, welches, obschon in seinen Sitten nichts weniger als heilig, doch für die Gegenstände seiner Religion eine fast abergläubische Ehrfurcht trägt. Wie oft sah ich, wenn ein

Geistlicher durch die Kirche schritt, daß Männer und Frauen, selbst von höhern Ständen, herbeieilten und ihm halbknieend Hand und Kleid küßten; wie oft sah ich einen reisenden Spanier, der auf seinem Maulthiere ganz gemächlich eine Cigarre rauchte, bei einem am Wege stehenden Kreuze zur Erde steigen, sich niederknieen und ein langes Gebet hersagen. Geht ein Priester über die Straße, um einem Sterbenden das letzte Sacrament zu reichen, so stürzen Alle, die sich in der Nähe befinden, auf den Zuruf der Kirchendiener auf ihre Kniee, und Niemand wagt es, sich zu erheben, so lange man noch den Schall des Glöckchens hört. Und derlei Gebräuche muß der Fremde wenigstens zum Theil mitmachen, will er sich nicht der Gefahr aussetzen, vom gemeinen Volke insultirt zu werden; er wird sich darum gerne darein fügen, weil es das einzige Mittel ist, sich die Menschen, unter welchen man eben lebt, zu befreunden, wenn man ihre Gebräuche und ihre Gewohnheiten ehrt. Darum wähle derjenige, der in Spanien Kirchen oder andere mit der Religion in Beziehung stehende Gegenstände besichtigen will, eine Zeit, wo er Niemand in der Verrichtung seiner Glaubenspflichten stören kann.

Die zweite Merkwürdigkeit Malaga's, welche ich besah, war eine Cochenillenpflanzung des José de Martinez, eines äußerst wissenschaftlichen und industriösen Mannes, der diese Thierchen im Jahre 1826 aus Amerika brachte und auf Kosten der Regierung in Cadix, Sevilla und Malaga Anstalten errichtete, in welchen jene herrliche rothe Farbe gewonnen wird. Die Cochenille ist ein kleines Insect, von der Größe und Gestalt einer Bettwanze, jedoch von schwarzer Farbe und mit einem weißen Staub wie eingepudert. Die Männchen, deren Zahl aber im Verhältnisse zu den Weibchen sehr gering ist, haben Flügel. Sie werden auf der indischen Feige — Cactus opuntia — gezogen, auf welcher sie sich unendlich vermehren; allein ihre Pflege bedarf einer ganz besondern Geduld und Aufmerksamkeit, weil das geringste Versehen, vorzüglich hinsichtlich der Temperatur, eine ganze Generation zu vernichten vermag. Haben sie ihre vollkommene Größe erreicht, was durch das zeitweise Abhäuten geschieht, so werden sie gesammelt, gewaschen, und durch heißes Wasser oder Ofenhitze getödtet und getrocknet. Diejenigen Cochenillen, welche noch keine Eyer legten — man kennt

sie an dem weißen Staub, der sie bedeckt — geben die schönste Scharlachfarbe; die Farbe der Uebrigen spielt ins Violette; daher müssen die Thierchen beim Einsammeln sehr sorgfältig sortirt werden.

Martinez, welcher uns in der Anstalt selbst herumführte und Alles erklärte, stellte die Behauptung auf, daß der Cactus opuntia im südlichen Dalmatien sehr gut fortkommen würde, und daß man also auch dort Cochenillepflanzungen mit gutem Erfolg anlegen könnte. In Spanien werden die Eier der Insekten auch unentgeldlich an Privatleute vertheilt, um den daraus gezogenen Handelsartikel allgemeiner zu verbreiten.

Der königlichen Cigarrenfabrik widmete ich ebenfalls einige Stunden, um sie zu besehen. Sie befindet sich, wie schon gesagt, in einem sehr großen Gebäude am Molo. Mehrere Hundert Arbeiter, besonders junge Mädchen, sind hier beschäftiget, die Havannah- und einheimischen Blätter mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit zu rollen, zu sortiren und zu verpacken. Man erzeugt vier Gattungen von Cigarren; die beste ist jene, welche ganz aus Havannahblättern besteht; dann kommen die, wobei Havannahtabak mit spanischen Blättern ummickelt wird, oder wo dieß Verfahren umgekehrt statt findet; die schlechteste Gattung aber wird blos aus spanischem Tabak gemacht, die Abfälle werden für das gemeine Volk zur Erzeugung ihrer Cigarritas verkauft.

Da nemlich der Tabak in Spanien ein Monopol der Regierung ist, und die Cigarren dem gemeinen Manne zu theuer kommen, dieser sich aber niemals einer Tabakspfeife bedient, so wickelt er den geriebenen oder kleingeschnittenen Tabak in ein Blättchen ungeleimtes Papier, und raucht ihn so. Ich bewunderte oft die Geschicklichkeit, mit welchen diese Cigarritas gerollt werden, was immer erst im Augenblick des Gebrauches geschieht. Der dazu verwendete Tabak ist aber meistens von der schlechtesten Sorte, und daher kommt es, daß man dem Spanier der geringen Classe kein angenehmeres kleines Geschenk machen kann, als mit einigen guten Cigarren.

Das Innere der Häuser in Andalusien ist in hohem Grade einfach, und ihre Einrichtung für uns Deutsche sogar nichts weniger als das, was wir zur Bequemlichkeit des Lebens rechnen, ob-

wohl sie für diese südlichen Regionen ihrem Zwecke vollkommen entspricht.

In jedem Hause — ich meine jetzt nicht Miethshäuser, wo sich jeder in den ihm zukommenden Theil fügen muß, sondern solche, welche, wie es hier meistens der Fall ist, blos durch eine und dieselbe Familie bewohnt werden — betritt man gewöhnlich zuerst einen Hof, Patio, genannt, mit Steinplatten belegt, in der Mitte mit einem Wasserbehälter oder wohl gar mit einem kleinen Springbrunnen versehen und an den Wänden mit Blumen in Töpfen geziert. Er ist den Tag über mit einem Segeltuche überzogen, und dient der Familie als Speisesaal und Versammlungsort, da er mehr Kühlung biethet als die Gemächer. Jedes Stockwerk des Hauses hat seine Gallerie, welche diese Partie umgibt, und von welcher die Thüren der Zimmer meistens offen stehen und einen angenehmen Luftzug erzeugen; denn diesen scheut man hier nicht so wie bei uns, da er bei der großen Hitze die Thätigkeit der Haut nicht hemmt, und also auch nicht schädlich ist. Einfacheres als die Einrichtung dieser Zimmer kann man sich aber kaum vorstellen. Ein großer Tisch und eine Menge Stühle, von denen mehrere ganz niedrig, sind die einzigen Meubeln, die man in jenen Zimmern findet, wo man sich den Tag über aufhält, und wo der Fußboden manchmal, ebenfalls der Kühle wegen, mit feinen Ziegeln belegt ist. Aber auch die Schlafgemächer sehen so leer aus. Selten findet man Bettstellen darinnen. Erst Abends werden Matratzen über Rohrmatten auf den Fußboden gelegt, und die harte aber kühle Ruhestelle zubereitet.

Ich darf nicht vergessen, einen Gegenstand der Einrichtung zu erwähnen, welcher in keinem Hause fehlt. Es sind dieß die Alcarazos, eine eigene Art Wassergefässe, welche in Andujar aus feinem weißem Sande verfertigt werden, und das Wasser selbst in der größten Sonnenhitze stehend — immer eiskalt erhalten. Dieß geschieht dadurch, daß ihre feinen Poren dasselbe beständig durchsickern lassen, wodurch die ganze Oberfläche des Gefässes naß bleibt und sich ein Verdünstungsprozeß erzeugt, der jenes Resultat liefert. Sie haben die Form von Vasen oder Krügen, oft sogar von menschlichen Figuren oder Thieren. So sah ich einst eine Gruppe, welche ein Stiergefecht vorstellte, mit Wasser gefüllt.

Diese Alcarazos stehen gewöhnlich in einer Ecke des Gesellschaftszimmers nebst einigen Gläsern, damit sich jeder der Anwesenden mit einem Trunk des köstlich frischen Wassers laben könne, so oft er Lust dazu hat. —

Die Dächer der Häuser bestehen gewöhnlich nur in einer platten Terasse, auf welcher man herumgehen und die reine Luft genießen kann. Man pflegt hier Blumen, Jasmingesträuch und Orangenbäumchen in Töpfen und Kübeln hinzustellen, wodurch man sich in einen Garten versetzt glaubt. Man kann sich kaum etwas Angenehmeres denken, als auf einer solchen Terasse, von welcher man die Aussicht auf die See und die Gebirge hat, mitten zwischen den herrlich duftenden Blüthen einen Abend zuzubringen.

Ich war in der Familie des österreichischen Consuls, Antonio Lengo, bekannt geworden, wo ich viele vergnügte Stunden zubrachte. Das in Spanien übliche: „dieß Haus ist zu ihrer Disposition" wurde mir bei meinem ersten Besuche mit der gewohnten Förmlichkeit gesagt und dadurch das Recht eingeräumt, die Tertulla, Abendgesellschaft, ohne weitere Einladung zu besuchen, wann es mir gefällig war, ein Recht, welches man hoch schätzen muß, da es sonst nur den Gliedern der Familie und den vertrautesten Freunden derselben zugesprochen wird. In diesen Tertullas herrscht ein sehr angenehmer ungezwungener Ton; weder die Toilette noch die Stunde des Kommens ist in beengende Schranken gesetzt. Anfänglich sind die Männer in einem besondern Zimmer und plaudern mit den Cigarren im Munde, über die verschiedenen Begebenheiten des Tages, während die Frauen, im Versammlungssaale einen Kreis bildend, die ihnen allein interessanten Gegenstände abhandeln. Wenn aber dieß geschehen ist, das Gespräch zu stocken anfängt und man nur noch das Geschnarr der bewegten Abanigos hört, vereint sich die Gesellschaft zur allgemeinen Unterhaltung. Die ältern Leute setzen sich an den Spieltisch, die jüngern aber vertreiben sich mit Musik und heiterem Geplauder die Stunden, bis es die Abendkühle zuläßt den Paseo zu besuchen. Ich hörte da manche altspanische Romanze welche den Ruhm eines Helden, oder die Liebesabentheuer eines Ritters mit einer maurischen Schönen besang — aber auch manches Liedchen, welches auf irgend einen von der Gesellschaft gegebenen Gegenstand aus dem Stegreife

von der Sängerin gedichtet wurde, in welcher Kunst die Andalusierinnen eine ganz eigene Fertigkeit besitzen. Oft ließ es sich einer der Anwesenden einfallen, mit den immer in Bereitschaft liegenden Kastagnetten zu klappern, und alsobald erwachte die Lust zum Tanze, und bittend wandte man sich an die Mädchen, eine Cachucha oder den Bolero zum Besten zu geben. Die Bitte ward gewährt, die Kastagnetten an die Hände gebunden und mit den ersten Accorden der Guitarre flogen die Tänzerinnen in den von der übrigen Gesellschaft gebildeten Kreis. Alles was ich schon früher von der Grazie dieser Tänze sagte, wurde hier im vollsten Maße entwickelt, nur mit dem Unterschiede, daß trotz all der südlichen Gluth, welche aus den Mienen und Bewegungen der Tänzerinnen sprüht — der Anstand im hohen Grade berücksichtigt wird, was aber den Tanz in dieser Gesellschaft nur um so anziehender macht. Der Enthusiasmus der Zuschauer blieb sich auch hier, wie auf dem Paseo, wie im Theater, gleich stark, und selbst die ältern Leute standen von ihren Spieltischen auf, wenn das Geklapper der Kastagnetten lebhafter wurde.

Später wurden einige Erfrischungen herumgegeben, worunter meinem Geschmacke besonders eine ganz eigenthümliche Art Gefrornes zusagte. Es bestand aus Milch, Zucker, Zimmt und Eis, welches aber nur wie feiner Sand darinnen herumschwamm. Kaffeh oder Thee, was in unsern Gesellschaften nie fehlen darf, wird in der Tertulla nie gegeben. Man sucht hier nur das was kühlt, also Früchte, Eis und Wasser.

Wie ich schon früher gesagt, ist der Ton bei diesen Abendunterhaltungen sehr ungezwungen, und ich muß wiederholen, daß ihnen eben dieß einen besondern Reitz gewährt. Man sieht nichts von dem abgemessenen Tacte, welcher bei ähnlichen Gelegenheiten so oft in unsern Ländern herrscht; nicht das ängstliche Anklammern an gewisse Etiquetsformeln; nicht das Schwanken zwischen Lust und Langweile der Versammelten, bis sie, wie man bei uns sagt, aufzuthauen anfangen; nicht die strenge Eintheilung der Plätze und die gezwungene Sprache gegen Personen, welche das Erstemal in diesen Kreis eingeführt wurden. Jeder behandelt den einmal hier Eingeführten, wie einen, der schon Jahrelang sich in der Familie befände, wie einen Freund — nicht blos wie einen

Gast. Alle geben sich dem Vergnügen der Gegenwart hin, und haben nur die einzige Sorge, sich diese so viel als möglich zu verschönern. Rangsunterschiede werden in der Tertulla nicht beobachtet, der einfache Titel Sennor, ist alles was man gibt. Dadurch wird aber das Verhältniß der Anwesenden nur ungezwungener, denn es ist wohl nichts lästiger, besonders für einen Fremden, als sich all die langen Titulaturen der verschiedenen Stände zu merken, und sich jedesmal um dieselbe zu erkundigen, bevor er es wagen darf, eine ihm unbekannte Person der Gesellschaft anzureden. Eben so ungezwungen ist das Verhältniß der Männer zu den Damen in den Tertullas, natürlich mit strenger Berücksichtigung des Anstandes. Ein zwangloser Frohsinn führt Frauen und Mädchen in den heitern Kreis der jungen Männer, ohne jene ängstliche Sorge um das Urtheil gewisser Splitterrichter, welche hier keine Macht zu haben scheinen. Allein das Benehmen der Männer gegen sie, ist, trotz aller Ungebundenheit, mit so viel Zartsinn verbunden, daß sie sich ohne Bedenken, vereint der Lust hingeben können. Ein treffender aber nicht beissender Witz, und jener den Andalusiern so eigenthümliche poetische Ausdruck, zeichnet die Gespräche aus; sie geben der Gesellschaft jenen angenehmen Anstrich von Vertrautheit, welche im Grunde doch nur unter den Gliedern der Familie Statt findet. Wirft man auch manchmal den Südspaniern eine gewisse Grossprecherei vor, so äußert diese sich nur sehr selten auf eine unangenehme, anmassende Weise; man mag also diese Schwachheit immerhin ungerügt lassen, um so mehr, als ihre Lächerlichkeit doch immer auf den Prahler selbst zurückfällt. — Ist die Sonne einmal tiefer hinabgesunken, und die Nacht verbreitet ihre kühlenden Lüfte über die Stadt, so begibt sich gewöhnlich die ganze Versammlung auf den Paseo und setzt dort ihre Unterhaltung entweder zwischen dem Volksgewühle herumwandelnd, oder auf den zwischen den Bäumen und duftenden Gesträuchen befindlichen Ruhesitzen, bis gegen Mitternacht fort, worauf man sich mit der Erinnerung an einen vergnügten Abend trennt.

Malaga hat sehr schöne Umgebungen. Man vermißt zwar die grotesken Bilder einer Alpennatur, wie sie Granada aufzuweisen

vermag, dafür macht aber die See mit ihren wechselnden Farbentönen, mit ihren ewig neuen Staffagen gewöhnlich einen Theil des Tableaus aus, das sich vor dem entzückten Auge des Beschauers entfaltet. Zwischen den kühlen Schattengängen der unzähligen Gärten, welche die Stadt wie ein Blüthenmeer umgeben, öffnen sich die herrlichsten Aussichten, aus deren Hintergrund der unermeßliche Wasserspiegel, durch die, hinter die erglühenden Ränder der Alpuxaras hinabgesunkene Sonne in violetten Schimmer getaucht, wunderlieblich hervorblickt. Fernher ertönen die Gesänge der Fischer und ihre leichten Kähne mit den geschwellten weißen Segeln gleiten auf dem, an beiden Seiten von Bäumen begränzten Raume, wie Bilder eines Schattenspiels vorüber. Oder steht man am Gestade, wo die Brandung donnernd an die Klippen braust, und Woge auf Woge ihre Wassermassen heranwälzen, die sich selbst übereilend endlich in weißen Schaum zusammenstürzen, um im nächsten Momente durch eine neuandringende Woge wiederholt an die Felsen geschleudert zu werden — immer gleich schön, gleich erhaben bleibt der Anblick des Meeres.

Nur die Gärten welche durch die hereinströmende Seeluft erquickt und durch fleißige Menschenhände besorgt werden, zeigen während der Sommermonate ein frisches Grün. Alle übrigen Fluren sind um diese Zeit dadurch, daß monatelang kein Regentropfen vom Himmel fällt, von der Sonne verbrannt, und mit einem fahlen Gelb überzogen, welches nur sparsam durch einen blaßgrünen Strauch des saftigen Cactus unterbrochen wird. Hat man aber den Fuß der Gebirge erreicht, welche die Ebene, in welcher Malaga liegt, terassenförmig begränzen, und tritt man in ihre Schluchten, durch welche Wildbäche, aus den höhern Bergregionen herabstürzend, sich den Weg bahnen, so findet man viele Villen in der Mitte reitzender Gartenanlagen, welche durch die hohen Felsen vor den Sonnenstrahlen geschützt und durch die kühlere Bergluft erfrischt, auch während der drückendsten Hitze nicht so versengt werden, wie dieß in der Ebene Statt findet; es ist wirklich überraschend, wenn man sich hier plötzlich von blühenden Gewächsen und Bäumen umgeben sieht.

Nach einigen Tagen unseres Aufenthaltes in Malaga machten wir Anstalten, um nach Granada zu reisen; denn so nahe an

dieser Stadt zu seyn, von deren Wundern alte und neue Schriftsteller sprechen, von der man uns so viel erzählte, und selbe nicht besichtigt zu haben, wäre eine Versündigung gegen das Schicksal gewesen, das uns die Möglichkeit eines Besuches dieser alten maurischen Königstadt verschaffte. Ueberhaupt, wenn man einmal Andalusien betreten hat, fühlt man sich unwiderstehlich zu den Ueberresten aus jenem, in wahrhaft romantische Farben gehülltem Zeitalter der maurischen Herrschaft hingezogen. Jede arabische Inschrift, jede Ruine einer Burg, eines Tempels, einer Wasserleitung u. d. gl. erinnert uns an die Geschichte jenes bis zu seinem Untergange interessanten Volkes, oder an eine Sage, an ein Geistermärchen, von denen Unzählige im Munde des heutigen Andalusiers leben, und dem forschenden Fremden als unläugbare Wahrheiten erzählt werden. Alle die maurischen Gebäude tragen aber auch einen so unverkennbaren Stempel ihres Zeitalters, sind so ganz anders gestaltet als alle die Bauwerke, welche die Nachfolgenden schufen, daß man sich in ihrer Mitte eines durch die fremdartige Umgebung erzeugten unbeschreiblichen Gefühls nicht erwehren kann. Man träumt sich unwillkührlich in jene Feenpaläste der arabischen Märchen, wo die Wände, mit Alabaster und Elfenbein geziert, Räume umgeben, in welchen erfrischende Quellen zwischen süßduftenden Blumen und Gesträuchen ihre kristallhellen Wässer aus blendendweißen Marmorbecken hervorsprudeln. Man meint jeden Augenblick, es werde unter den schöngewölbten Thorbogen oder hinter irgend einem mit arabischen Inschriften bedecktem Pfeiler, eine maurische Schönheit mit Turban und Schleier hervortreten, umringt vom zahlreichen Gefolge ihrer Damen und Sclavinnen, welche jedes mögliche Mittel versuchen, ihrer Herrin neue Vergnügen zu schaffen; oder es werde ein Zug arabischer Ritter hervoreilen auf schnaubenden Rossen, die glänzenden Rüstungen in die weißen Haick gehüllt *), mit Kampfeslust hinausstürmend ge-

*) Der „Haik" ist ein großer Mantel, welcher noch jetzt bei den Völkern arabischen Ursprungs üblich ist. Er besteht aus einem, mehrere Ellen langen und breiten viereckigen Stück Wollenzeugs. —

Der „Bernus," eine andere Gattung Mantel aus einem Zeuge von Kamehlhaaren, hat eine Kapuze, welche bei großer Sonnenhitze oder schlechtem Wetter über die Kopfbedeckung gezogen wird.

gen die Feinde ihres Glaubens, bis man endlich durch das Geschwätz seines Führers oder durch den gellenden Ruf eines Aquadors (Wasserträgers) aus den bezaubernden Träumereien geweckt wird, wo dann das ganze Prachtgebäude, einige Augenblicke früher noch mit den Personen einer längstvergangenen Zeit belebt, sich in Ruinen verwandelt, an welchen die Zeit mit ihrem verderblichen Zahne nagt, und von denen nur wenige Spuren, der Macht von Jahrhunderten trotzend, noch den vollen Glanz ihrer ursprünglichen Schönheit zu zeigen vermögen. Indessen findet man immer noch genug solcher Gebäude, die der Zufall oder irgend ein Interesse in ihrer ursprünglichen Schönheit wohlerhalten hat., und diese bilden einen sonderbar grellen Contrast zu ihren jetzigen Bewohnern, und zu ihrer Umgebung. Besonders gilt dieß von den maurischen Pallästen in Granada und von den vielen geringeren Privathäusern dieser alten Stadt, die sich noch von jener Epoche herschreiben. Man erkennt sie auf den ersten Blick an ihrer eigenthümlichen Bauart, so wie an den unzähligen Zierrathen und Inschriften, womit ihre Aussenseite bedeckt ist. Ganz erbärmlich nehmen sich die neben diesen stehenden Gebäude aus der neuen Zeit aus. Weder mit Geschmack noch Kunst, sind sie von einem Materiale aufgeführt, welches kaum so vielen Jahrzehnden trotzen wird, als jenes der maurischen Bauten Jahrhunderten. Welchen Fleiß in der Ausführung und besonders in der äußern Verzierung zeigen die Werke der Mauren; welch eine hohe Stufe der Kunst mögen diese bereits in einer Epoche erreicht haben, wo der größte Theil Europas noch in tiefer Barbarei schmachtete! Und doch mußten sie der wachsenden Macht eines andern Volkes weichen.

Niemand nahm sich der Bedrückten an. Trotz ihrer Tapferkeit, mit welcher sie ihr Land bis zum letzten Blutstropfen vertheidigten, mußten sie endlich unterliegen und ins Elend wandern; denn ungeheuer war der Andrang ihrer Feinde, und wo Gewalt nicht hinreichte, wurde List angewendet, indem man Zwietracht in ihre Reihen warf; und hiedurch ward Spanien wieder unter den Scepter eines christlichen Fürsten gestellt. —

Man scheute die Macht des Halbmondes, darum wurden die fleißigen und civilisirten Mauren aus dem Westen Europas vertrieben. Aber die rächende Nemesis blieb nicht aus; denn im Osten

erschien ein anderes Volk mit dem Halbmond, zerstörend das Bessere Bestandene und die tiefste Barbarei verbreitend, wo früher Kunst und Wissenschaft blühten. Europa verlor an den spanischen Arabern ein Volk, dem es so manche wichtige Erfindung zu danken hatte, und gewann dafür an den Osmanen ein anderes, welches nur Krieg und Zerstörung kannte und durch seine fortwährenden Kämpfe auch das Weiterschreiten der Civilisation und das Aufblühen der Cultur seiner Nachbarstaaten auf lange Zeit gewaltsam zurückhielt. Es scheint wirklich, als hättten die Mauren einen gewaltsamen Eingriff in das vorgezeichnete Schicksal des ganzen Menschengeschlechts gethan. Gehen wir zurück in die frühesten Epochen der Geschichte, so zeigt es sich uns beinahe als ein höheres, unbezwingbares Gesetz, daß sich die Civilisation allmählig von Osten nach Westen verbreiten sollte. Aber durch die Mauren machte sie einen gewaltigen Sprung bis an den äußersten Westen von Europa, so viele Länder und Völker zurücklassend, welche für eine höhere Bildung noch nicht genug vorbereitet waren. Sollte dieß nicht eine Störung erzeugen in dem großen Uhrwerke, welches die Weltbegebenheiten zu leiten scheint? Hätten sich die Araber mit ihrer Eroberung statt nach Spanien gegen das byzantinische Kaiserreich gewendet, wie so ganz anders hätte sich wahrscheinlich ihr Loos, und jenes vieler anderer Völker gestaltet! Die verheerende Macht der rohen Osmanen hätte sich nicht in einen der schönsten Länder unseres Welttheiles festgesetzt, das sie bis auf unsere Zeiten nicht auf jene höhere Stufe der Cultur brachten oder in ihrer fanatischen Barbarei nicht bringen wollten, auf welcher ihre spanischen Glaubensgenossen schon standen, als jene noch im Zustande wilder Nomaden in den Steppen Asiens schwärmten.

Mit der Vertreibung der Mauren aus Spanien ist dieses einst so blühende und mächtige Volk gleichsam aus den Blättern der Weltgeschichte gestrichen. Zerstreut auf der Nordküste Afrikas ist seinen entarteten Nachkommen nichts geblieben, als die Sagen vom Ruhme ihrer Vorfahren und der Trost, jeden Freitag (den Tag, an welchem Granada durch die Christen erobert wurde) zum Himmel zu flehen „er wolle ihnen einst Corduba, Sevilla und Granada wieder zurückgeben“ — ein Gebet, welches wohl schwerlich jemals Erhörung finden dürfte.

Die Vorbereitungen zu unserer Reise waren bald geendet. Wir mietheten Reitpferde, denn über die steilen Berghöhen der Alpuxaras, dem kürzesten Weg nach Granada, ist das Fahren beinahe unmöglich, wenn man sich nicht zu bedeutenden Umwegen entschließen will. Der Sohn des k. öster. Consuls in Malaga, Francesko Lengo, trug sich freundschaftlich an, uns als Dolmetsch und Cicerone zu begleiten. Nebst ihm bestand unsere Reisegesellschaft noch aus einem Führer, (Manoel) und aus Bernardo, einem drolligen Kerl, welcher das Packroß besorgte und unsern Weg durch allerlei Erzählungen und Gesänge, die beiläufig bemerkt, eben nicht sehr lieblich klangen, zu verkürzen bemüht war. Es wurde allgemein beschlossen, in den jetzt vom Vollmonde erleuchteten Nächten zu reisen, um der so heftigen Sonnenhitze auszuweichen, obwohl uns Viele riethen, diesen Entschluß aufzugeben, da die Gebirge von Räubern wimmeln sollen, von denen oft ganze Züge Reisender angefallen werden. Man erzählte uns sogar, daß diese Räuberbanden in Malaga eigene Beauftragte unterhalten, bei denen man sich von ihren Angriffen gegen eine bestimmte nicht sehr hohe Summe loskaufen könne; man löst in diesem Falle ein Billet, das man beim Erscheinen der Räuber vorzeigt. Sie lassen dann den Reisenden ungehindert weiter ziehen, oder geben ihm wohl gar eine Escorte aus ihrer Mitte. Ob nun diese Erzählung auf Wahrheit gegründet ist, kann ich wohl nicht verbürgen, indessen sprach ich mit einem spanischen Stabsoffiziere in Algesiras, welcher aus Sevilla kommend, bedeutende Geldsummen nach Ceuta bringen sollte, der mich versicherte, daß er in den Gebirgen von Ronda, um sicher zu reisen, die ihn begleitenden Gensdarmen zurückschickte, und gegen eine gewisse Summe sich eine Bedeckung von solchen Leuten erkaufte, welche ihn sonst wahrscheinlich angefallen haben würden, um ihn zu berauben. In ihrer Mitte kam er glücklich nach Algesiras. In der That, eine sonderbare Eskorte für einen im Auftrage seiner Regierung reisenden Offizier! — Wir benützten indessen diese Maßregel zu unserem Schutze nicht, sondern verließen uns auf unsere Waffen. In unsere Mäntel gehüllt, mit großen Strohhüten auf dem Kopfe, Säbel und Pistolen in Bereitschaft, bekam unser kleiner Zug ein ganz abentheuerliches Ansehen, was uns den Reitz unserer Reise nur noch erhöhte. An einem schönen Abend, als die

Sonne schon den Saum der hohen Gebirge vergoldete, setzten wir uns in Marsch. — Gleich außerhalb der Stadt ging es auf einer ziemlich gut erhaltenen Straße die steilen Gebirge hinan. Anfänglich umgaben uns üppige Weingärten und Olivenpflanzungen, später aber wichen diese dem kahlen Felsboden, aus dem nur spärlich die indische Feige oder von der Sonne versengtes Gras hervorwucherte. Unbeschreiblich schön waren aber die Fernsichten auf diesen Berghöhen. Zu unsern Füssen lag Malaga, vom letzten Abendschimmer erglänzend, mit seinen freundlichen Häusern und Plätzen, mit seinem von unzähligen Schiffen belebtem Hafen, überragt von den ehrwürdigen Trümmern des Giralfarro, der wie ein am Rande des Grabes stehender Greis auf das Mühen und Treiben seiner Nachkommenschaft herabsieht, trauernd in der Erinnerung an eine schönere ruhmvollere Vergangenheit. Und wie ein blüthenreicher Kranz umgeben Gärten und Wäldchen auf der einen Seite die Stadt, während auf der andern die weite Fläche des Meeres sich ausdehnt, so weit das Auge reicht, und weiter noch; denn am Horizonte verschmilzt sein Rand in die sanften Farben des Himmels. Als uns aber eine schnelle Wendung des Weges dieß entzückende Bild für immer raubte, umgaben uns nur öde Berghöhen, deren riesige Zacken bis in die Wolken reichten. Schauerliche Klüfte zogen sich von den Bergen herab, von schäumenden Wildbächen durchströmt, deren Gebrause wie fernes Geheul heraufttönte. Endlich war die Sonne gänzlich hinabgesunken und der Mond verbreitete sein magisches Licht. Alles nahm nun scheinbar eine andere Gestaltung an, denn die grellerleuchteten Felsen, die scharfbegränzten dunkeln Schatten, gaben der Phantasie Spielraum genug, sich mancherlei Gegenstände vorzumalen, die gar nicht vorhanden waren. Die ganze Gegend schien öde, ausgestorben; nur aus den Klüften tönte manchmal das Gebell eines Hundes; oder ein einzelnes Licht, wahrscheinlich von den zerstreuten Hütten der Bergbewohner, sandte seinen Strahl geisterartig zu uns herauf und verrieth, daß es außer uns noch andere lebende Wesen hier gebe. So ritten wir bis 2 Uhr Morgens, als wir plötzlich vor einem weitläufigen Gebäude, der Venta nueva standen, wo wir ein paar Stunden ausruhen wollten.

Venta bedeutet im Spanischen ein Gebäude zur Unterkunft der Reisenden auf der Straße. Man kann es füglich nicht mit dem Namen Gasthaus belegen, denn außer einem gedeckten Raum für sich und einem Stalle für die Pferde, denen man das selbst mitgebrachte Futter reicht, findet man hier gar keine Bqeuemlichkeit, nichts für den hungernden Magen, höchstens die meist sehr elende Möglichkeit, die mitgebrachten Lebensmittel zuzubereiten. In bewohnteren Gegenden mögen vielleicht die Ventas etwas Besseres bieten, allein in der Sierra sind sie ganz in dem beschriebenen Zustande. Wir fanden beim Eintritte einen ziemlich großen mit Steinplatten belegten Raum, der eher einem Stalle als einer Wohnung für Menschen ähnlich war. An dem obern Ende desselben brannte ein Feuer, und beleuchtete mehrere Gruppen reisender Spanier, die rings an den Wänden, theils auf Streu, theils bloß auf ihren über die Steine gebreiteten Mänteln herumlagen, und uns Eintretende mit forschenden Blicken musterten. Das wilde und zugleich scheue Aussehen einiger von ihnen, ließ vermuthen, daß sie nicht in der besten Absicht diese öden Gegenden besuchten. Das andere Ende des Saales, wenn ich diesen Raum so nennen darf, war unmittelbar mit jener Abtheilung des Hauses verbunden, wohin man die Pferde und Packthiere stellt. Von hier führten auch einige Stufen zu einem hölzernen Verschlage, der Schlafkammer des Ventaro und seiner Familie.

Wir betrachteten mit stummer Verzweiflung diese erbärmliche Aussicht auf Erholung nach dem langen beschwerlichen Ritt und auf Befriedigung der Bedürfnisse unserer hungernden Magen, als unser Führer, Manoel, der indessen unsere Pferde besorgt hatte, eintrat, und aus einer großen Packtasche einen Ueberfluß an Lebensmitteln hervorzog. Er stieg zur Schlafkammer empor, lockte ein junges Weib durch Versprechungen reichen Lohnes, wenn sie uns ihren süßen Schlummer opfere, hervor, und bald darauf waren Manoels Vorräthe in eine Olla potrida verwandelt.

Dieses ganz eigenthümliche Lieblingsgericht der Spanier besteht aus einem Gemisch von Bohnen, Kürbissen, Paradeisäpfeln, Würsten und andern Fleischsorten, welche man in einem Kessel dünstet, stark pfeffert und dann, mit Fett übergossen, zierlich auf eine Schüssel anrichtet. Die Speise ist nicht übel, wenn sie gut zube-

reitet wird; nur darf man sich nicht vorstellen, dieß sei auch der Fall bei der uns in der Venta nueva vorgesetzten Olla potrida gewesen, an die wir uns wohl schwerlich gewagt, wäre der Hunger nicht gar zu heftig gewesen. Manvel wollte uns noch eine zweite Ueberraschung machen, indem er einige Krüge mit Wein aufstellte; allein dieser ging trotz aller Bemühung von unserer Seite (wir wollten uns gegen den freundlichen Manoel gerne dankbar zeigen) nicht hinab. Ein süßer Malagawein mit übelriechendem Brandwein gemengt, ist das abscheulichste Getränk, das ich kenne, und gerade ein solcher war der uns vorgesetzte Wein.

Nach zwei Stunden der Ruhe, die wir, auf zerbrochenen Stühlen rings um das Feuer sitzend, zugebracht, wurden die Pferde wieder vorgeführt. Der Mond war unterdessen hinabgesunken, nur das Sternenlicht erhellte matt unsern Weg. Ein starker Thau durchnäßte unsere Mäntel. Er vertritt in diesem südlichen Klima die Stelle des in den Sommermonaten gänzlich mangelnden Regens. Es war empfindlich kalt, als wir den Rücken der Alpuraxas erreichten, um so mehr, als eben der Morgen erst zu grauen anfing, der uns den Anblick der uns umgebenden Landschaft erlaubte. Aber da war nicht viel zu sehen; nur öde Berghöhlen von unzähligen Klüften durchrissen, und kahle Felstrümmer umgaben uns. Eine wahrhaft schauerliche Gegend. Und hieher zog der letzte König von Granada, Boabdil, als er die Schlüssel seiner Residenz an Ferdinand und Isabella übergeben hatte. — Diese Einöden wurden den armen vertriebenen Mauren als Freistätte angewiesen, als man sie mit Weib und Kind aus ihrem rechtmäßigen Eigenthume verjagte, und ihnen nichts ließ als das nackte Leben.

Allmälig ging es nun im Lichte der Morgensonne bergab in ein Thal, das sich, anfänglich mit Zwergpalmen und Agaven, später sogar mit immergrünen Eichen (Carascas) und Oelbäumen bewachsen, mehrere Stunden lang dahinzog, bis zum Städtchen Loxa, wo wir den Tag zubringen und unsern müden Gliedern die in der Venta nueva umsonst gesuchte Erholung gönnen wollten. Beinahe wurden aber unsere Erwartungen auch hier wieder getäuscht, denn die von uns bezogene Posada — so oder auch Fonda nennt man das innerhalb einer Stadt gelegene Gasthaus — bot uns nichts als ein Zimmer mit einem Tische und einigen Stühlen.

Erst auf wiederholtes Ansuchen um ein Ruhelager brachte man aus einem Magazin einige Säcke mit Baumwolle, auf welche wir uns nun so gut als möglich lagerten, und bald in Morpheus Arme sanken.

Lora ist ein kleines Bergstädtchen am Ufer des Xenil, von wenigen Tausenden Menschen bewohnt. Auf einem Felsenhügel erhebt sich die Alcassaba, ein Kastell, jetzt zum Theil in eine Kirche verwandelt, dessen einst sehr bedeutende Vertheidigungsmauern die ganze Stadt umgürteten. Für die Mauren hatte Lora eine hohe Bedeutung; es bildet einen festen Paß, welcher den Eingang in die Vega von Granada vertheidigt. Daher wurde es auch im letzten Kriege gegen die Mauren von den Truppen Ferdinands angegriffen, und nach einer verzweifelten Gegenwehr durch Verrath erobert. Boabdils Schwiegervater, der tapfere Ali Atar, hatte es vertheidigt, und den Spaniern während der Stürme furchtbare Niederlagen beigebracht.

Wir aber verschliefen den ganzen Tag auf unsern Wollsäcken, und nachdem wir eine schlechte und theure Mahlzeit eingenommen, setzten wir beim Eintritt der Abendkühle unsere Reise fort.

Die Gegend um Lora, eine von hohen Bergen umschlossene kleine Ebene, ist äußerst blühend und fruchtbar. Ueppige Gartenanlagen bieten einen Ueberfluß der köstlichsten Südfrüchte. Felder mit Getreide, Hanf und Lein bebaut, ziehen sich bis an die steileren Abhänge des Gebirges. Später aber schieben sich die Berge wieder näher zusammen; ein enges Thal erhebt sich allmälig bis auf den Rücken eines Berges, von welchem man Granada, in der Mitte seiner berühmten Vega — so heißt die fruchtbare Ebene, welche die Stadt umgibt — zuerst erblickt. Wir sahen aber nichts von diesen Herrlichkeiten, denn der Mond war bereits hinabgesunken, als wir diesen Punkt erreichten, und die ganze Gegend lag unter dem schwarzen Schleier der Nacht.

In der Vega angelangt, passirten wir das Städtchen Santa fé, das seine Entstehung der Belagerung Granada's verdankt; denn als das spanische Lager durch einen furchtbaren Brand zerstört ward, ließ die Königin Isabella den, durch diesen Umstand neu ermuthigten Mauren zum Trotz, Santa fé in der Zeitfrist von einigen Wochen aufbauen.

Mit der aufgehenden Sonne waren wir nahe an den Barrieren von Granada. Da lag sie, die alte Königsstadt, mit ihren unzähligen Denkmälern einer siegreichen Vorzeit, am Fuße der erhabenen Sierra nevada, deren beeiste Spitzen einen sonderbaren Contrast zu dem südlichen Charakter der sie begränzenden Ebene bieten. Wohl verräth ihr äußerer Anblick noch die Spuren des verschwundenen Glanzes; wohl umgeben sie noch hohe Mauern, an welchen man die Ueberreste der sie einst vertheidigenden 1030 Thürme erkennt; wohl erhebt sich noch über ihr Häusermeer der stolze Bau der Alhambra und des Albaycin; allein ihre im fünfzehnten Jahrhundert bis 400,000 Seelen starke Bevölkerung schwand auf 70,000, und dort, wo einst fast jeden Tag großartige Handlungen verrichtet wurden, wo man aus den Mienen eines kriegerischen Volkes ein stolzes Selbstgefühl las, dort sieht man jetzt das kleinliche Treiben einer thatenlosen Gegenwart. Ich habe nicht bald einen Contrast so lebhaft empfunden, als beim Anblicke Granada's in dem Gedanken an ihr Einst und Jetzt; so bald kein lebhafteres Verlangen, die Trümmer vergangener Jahrhunderte zu durchwandeln, als hier. —

Granada war schon in den frühesten Zeiten der maurischen Herrschaft eines jener kleinen Königreiche, in welches sich das ganze mächtige Reich der Araber in Spanien theilte. Als aber Corduba, der Sitz der Chalifen, durch Ferdinand von Castilien erobert wurde, und dieser seinen Sitz in den vor dreihundert Jahren von Abdehraman erbauten Pallaste genommen, und die prächtige Moschee, der Glanzpunkt arabischer Baukunst, das Kreuz trug — als die Städte Sevilla und Janü unter den siegenden Waffen der Christen fielen, da flüchteten die bedrängten Moslims nach Granada, und erhoben den weisen und gerechten Muhamed Abusaid Alhamar, aus dem edeln Geschlechte Ben Nasar zu ihrem Könige. Dieser erhob nun die Stadt Granada zu seiner Residenz, zum Hauptsitz der noch übriggebliebenen Macht der Mauren auf europäischem Boden. Er gab seinem Staate die weisesten Einrichtungen; er verstärkte die Befestigungen der Hauptstadt, deren Einwohnerzahl sich ungeheuer vermehrte; er verschönerte das Innere derselben, besonders aber das Kastell Alhambra, wo er einen prächtigen Pallast baute; legte Wasserleitungen an, Kanäle zur Bewässerung der Vega, Fa-

briken — kurz er erhob sein Reich bald auf einen Glanzpunkt, auf welchen selbst Corduba kaum gestanden, und als wollte das Schicksal selbst ihm zu seinem Werke hülfreiche Hand bieten, schenkte es ihm das hohe Alter von 79 Jahren, und er starb also erst dann, als das Fundament seines Gebäudes fest begründet war. Unzählige Inschriften in den Räumen der Alhambra künden der Nachwelt seinen Ruhm.

Wir fanden in der Fonda, dem einzigen ordentlichen Gasthause in dieser großen Stadt, keine Wohnung, und daher mußten wir in einem Privathause Unterkunft suchen. Manoel hatte dabei bald Rath geschafft — ein paar recht freundliche Zimmer nahmen uns auf. — Als wir uns hier ausgeruhet hatten, eilten wir noch denselben Abend der Alhambra zu. Der Weg führte uns über den Zaccatin, eine der Hauptgassen, welche noch ganz das Gepräge ihres maurischen Ursprungs trägt. Die hufeisenförmigen Thür- und Fenster-Bögen, ihre marmorne Verkleidung, die neben den Thoren angebrachten zarten Jaspissäulen und über denselben die arabischen Inschriften, kurz, Alles zeigt, daß sich hier noch wenig verändert hat. Von da gelangt man auf einen sehr schönen, regelmässigen Platz, die Vivarambla genannt. Seine Mitte ziert ein Springbrunnen aus Jaspis, die eine Seite ein maurischer Pallast mit Thorbögen und Säulen aus Alabaster. Er war vielleicht einst von einem tapfern Abenceragen oder Zegri bewohnt, und seine Gemächer erschallten vom Waffengetöse heimkehrender Sieger — jetzt regiert darinnen der Gänsekiel der königlichen Kanzleien.

Durch die Gasse de los Gomeres und durch ein Thor neueren Styles betritt man endlich ein kleines Thal, das mit hohen Bäumen dicht bewachsen, sich zwischen zwei steilen Felshügeln emporwindet. Auf dem Einen thront die Alhambra mit ihren ausgedehnten Gebäuden und Thürmen aus röthlichem Stein erbaut, wovon sie auch ihren Namen — die Rothe, maurisch, Alhambra — hat; auf dem andern sehen die rothen Thürme, ein anderes Kastell, noch aus Römerszeiten herstammend, jetzt meist von Töpfern bewohnt, herab. Nicht lange steigt man im erquickenden Schatten der Ulmen empor, so steht man vor dem Eingangsthurme der Alhambra, auch der Thurm des Gerichts genannt, entweder weil hier wirklich öffentliches Gericht gehalten wurde, oder auch viel-

leicht in Folge einer Sage, welche eine ober dem Thorbogen in Stein gehauene Hand und ein Schlüssel erzeugte. Die alten Mauren behaupteten nämlich, es werde eine Zeit kommen, wo die Hand den Schlüssel faßt, und dann müßte die Alhambra in die Gewalt der Feinde kommen. Hand und Schlüssel stehen noch getrennt, aber die Feinde der Mauren haben schon vor Jahrhunderten von der Festung Besitz genommen!

Das Thorgewölbe ist mit bewunderungswürdiger Arbeit geziert. Auf zart geformten Säulen ruhen die mit Mosaik aus verschiedenfärbigen Ziegeln und in Stein gehauenen Inschriften bedeckten Bögen. Lange kann man sich von diesem zuerst erblickten Theil der Alhambra nicht trennen, und dennoch ist es nur ein schwacher Abglanz von dem, was man im Innern des Pallastes sehen soll. Ein schmaler Gang zwischen hohen Mauern führt nun auf den Cisternenplatz, Plaza de los algibes, der sich plötzlich vor dem überraschenden Auge ausbreitet. Ein Brunnen von riesigen Dimensionen enthält das beste Wasser in ganz Granada; es wird ihm durch einen von der Sierra nevada kommenden Wildbach zugeführt. Alle Aguadores in Granada rufen aus, daß sie ihr Wasser von diesem Brunnen holten. — Die eine Seite dieses Platzes bildet ein großer prachtvoller Pallast, von Carl V. erbaut, der sich hier zwischen den Gebäuden von so ganz fremdartigem Style, etwas störend ausnimmt. Obwohl die Verzierungen seines Hauptthores und die Fenstereinfassung von schwarzem Marmor auf weißem Grunde mit bronzenen Löwenrachen Bewunderung verdienen, so wendet man sich doch bald wieder ab. Dieser Pallast blieb unausgebaut, man sagt, der vielen Erdbeben wegen; aber warum ließen sie die maurischen Gebäude verschont; wollte die Alhambra den eingedrungenen Fremdling nicht dulden? — Indessen ist es doch immer eine Barbarei zu nennen, daß man für diesen herrlichen Bau keine andere Bestimmung kannte, als ihn zum Pulvermagazine zu verwenden!

Wir traten auf die Terasse eines alten Thurmes. Wie soll ich den bezaubernden Anblick beschreiben, der sich da vor unsern entzückten Blicken entfaltete! Granada lag zu unsern Füßen mit ihren Kirchen und Palästen, mit ihrem Blüthenmeer auf Plätzen und in den Höfen der Häuser, durchströmt von den beiden Flüssen Xenil

und Darro, wovon der eine in stolzer Ruhe die ganze Gegend durch sein Gewässer erquickt, während der Andere wild über Felstrümmer von den höchsten Regionen des Gebirges dahinbraust. Hart an der Stadt ziehen sich auf drei Seiten die segensreichen Fluren der Vega hin, ein weiter Garten voll Blumen und Auen und fruchtbarer Felder. Man kann sich kaum etwas Entzückenderes denken, als diese herrliche Ebene, auf welcher die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgeleert zu haben scheint. Unzählige Ortschaften und Landhäuser sind darauf zerstreut; unzählige Flüßchen und Bäche bewässern sie nach allen Richtungen; blühende Hügel begränzen ihre Gefilde, über welchen sich in blauer Ferne die schönen Bergformen der Sierra de los infantes *) Elviva und Granada erheben, und den Rahmen zu diesem Bilde geben. Im Süden aber breitet sich die Alhambra mit ihren Thürmen und fremdartigen Gebäuden aus, und das Generalif im Schooße seiner Gärten; über sie thürmt sich die Sierra nevada empor bis zu den 11,000 Fuß hohen mit Eis bedeckten Höhen des Muahacen und Pic de Velete. Welch ein Contrast! — Oben der ewige Schnee, den nicht einmal die Gluth des südlichen Himmels zu schmelzen vermag; unten, in den Thälern, der Orangenbaum und die Dattelpalme mit ihren köstlichen Früchten! Ist es wohl den Mauren zu verargen, wenn sie sich unmittelbar ober dieser Gegend ihr Paradies dachten? Rief ich doch selbst mit den Spaniern aus:

El que no ha visto a Sevilla,
No ha visto maravilla;
El que no ha visto a Granada,
No ha visto nada! —

(Wer Sevilla nicht gesehen, sah das Bewunderungswürdigste nicht; wer aber Granada nicht sah, sah noch gar nichts! —)

Ich hätte Tagelang verweilen mögen auf diesem herrlichsten Punkt von Gottes schöner Welt, und mit vollen Zügen die köstlichen Genüsse einsaugen, welche sich meinem Auge in so unaussprechlichem Maaße darboten. Nur auf die wiederholten Mahnungen meiner Reisegefährten, nur auf die Erinnerung, daß uns für die

*) Hat ihren Namen von einem Siege des maurischen Königs Ismaël über die Spanier, wobei zwei spanische Prinzen getödtet wurden.

so kurze Zeit, welche uns in Granada zu verweilen vergönnt war, noch so Vieles zu sehen und zu bewundern übrig blieb, riß ich mich los. Es war der entzückendste Anblick, den ich bisher genossen — er wird es auch wahrscheinlich für mein ganzes künftiges Leben bleiben.

Durch ein ganz unscheinbares Thor neben dem Pallaste Carl V. traten wir in den Pallast der maurischen Könige. Ein Hof mit einem großen Bassin voll des klarsten Wasser, der Mesuar, nahm uns auf und wir brauchten wirklich einige Zeit, bis unser Geist die Eindrücke zu ordnen vermochte, welche die ihn hier umgebenden Wunder auf ihn machten. Es ist, als wäre man mit einem Schlage in eine ganz andere Welt versetzt. Auf drei Seiten umgeben den Hof breite Hallen, deren Gewölbe, von schlanken Säulen getragen, so eigenthümlich verziert sind, daß man wirklich um den Ausdruck verlegen ist, sie zu beschreiben. Ich hörte sie schon einmal mit der Decke einer Tropfsteinhöhle vergleichen, wo das weiße und röthliche Gestein in unzähligen Zacken herabhängt; — allein wo bliebe dann die schöne Ordnung, die regelmäßige Form, mit der die Spitzen und Zacken von jenen Gewölben herabhängen, und sich endlich sanft in die weichen Formen der Säulen verschmelzen? — Wo aber diese Gattung von Verzierung nicht Statt findet, da ist das Gewölbe mit Sternen und andern Zierrathen von Perlmutter und gefärbten Steinen wunderschön ausgelegt. — Der Bassin in der Mitte des Mesuar, mit einer Einfassung von weißem Marmor, diente einst zum Bade für die Dienerschaft. Durch eine schöne Vorhalle betritt man von hier einen zweiten Hof, den Löwenhof, so genannt wegen einer herrlich gearbeiteten Vase aus reinstem Alabaster, welche von 12 Löwen aus weißem Marmor getragen wird. Ein mächtiger Springbrunnen hebt sich daraus empor, und auch die Löwen speien kristallhelle Wasserstrahlen aus. Der Hof ist ringsum von offenen Säulengängen umgeben, aus welchen man in verschiedene Säle und Gemächer tritt. Die Säulen aus Jaspis stehen immer zu dreien beisammen, sind zwar nur 9 Schuh hoch, jedoch so dünn und zierlich gearbeitet, als wären sie aus der Werkstätte eines Drechslers gekommen. Die Gewölbe der Hallen und Säulengänge sind eben so verziert wie im Mesuar, nur fand ich hier noch eine Arbeit, welche mein höchstes Erstaunen erregte. Einige, ziemlich dicke Wände waren nämlich ganz

durchbrochen gearbeitet wie ein Spitzenschleier, so daß man die blaue Luft durchblicken sah; die Oeffnungen bildeten die zierlichsten Figuren.

Der Fußboden war mit weißem Marmor, die Seitenwände Mosaikartig mit blauen und gelben Steinen ausgelegt. An den Gesimsen zogen sich breite Marmorstreifen, auf welchen zahllose Inschriften, en basrelief gearbeitet, das Lob Gottes, des Königs und der Wunder dieses Ortes verkünden. Da heißt es unter andern, wie ich mir übersetzen ließ: Preis dem Höchsten und Glück denen, welche glauben. Mein Friede ist in Gott, ihm vertraue ich ewig! und wieder an andern Orten: Wenn du meine Schönheit betrachtest, ohne sie Gott zuzuschreiben, so sage ich dir, du hast eine Thorheit begangen u. s. w.

Rechts öffnet sich eine Thüre aus Palmenholz in die Halle der Abenceragen, wo der grausame Boabdil 36 Ritter dieses edlen Geschlechtes ermorden ließ. Noch jetzt zeigt man auf den weißen Marmorplatten des Bodens einige unvertilgbare Blutflecken, und wenn die Glocke der Mitternacht ihre verhängnißvollen Schläge ausgetönt, hört der Geweihte deutlich die Seufzer der Ermordeten. Die Sage erzählt von jener schrecklichen Begebenheit folgendes:

Zwei mächtige Familien lebten in Granada, die Zegris und die Abenceragen, beide ausgezeichnete Krieger und eifersüchtig auf ihren Ruhm. Boabdil, der König, war zwar der Ersteren zugethan, vermochte es aber nicht, die Macht der Andern zu brechen, wie er es gewünscht hatte. Da erblickt er eines Tages Zoraiden, die Verlobte eines Abenceragen, und bietet ihr seine Hand an. Diese aber, zu glücklich in ihrer Liebe zu ihrem Verlobten, schlug seinen Antrag aus. Darüber wüthet Boabdil, und auf den Rath eines Zegri beschuldigt er den Verlobten eines Verbrechens, um sich seiner zu entledigen. Zoraide kann ihn nur dadurch vom Tode retten, wenn sie sich dem grausamen König opfert, dem sie sich nun wirklich verbindet. Der Abencerage wird frei, nur einmal will er seine Geliebte noch sehen. In einen Sklavenkittel gehüllt, begegnet er ihr in den Gärten des Generalifs. Allein ihre Unterredung wird von den Zegris belauscht, sie eilen zu Boabdil, klagen die Sultanin des Ehebruches an, und geben vor, die Abencera-

gen hätten sich gegen das Leben des Königs verschworen. Dieser, Rache dürstend, faßt nun den entsetzlichen Vorsatz, das ganze Geschlecht zu vertilgen. Er ladet die Vornehmsten desselben zu einem Feste in die Alhambra; einer um den andern wird in die Halle geführt, wo Boabdil thront, aber kaum dort angelangt, wird er ermordet, und sein Kopf in das in der Mitte befindliche Wasserbecken geworfen. Sechs und dreißig Ritter hatten bereits auf diese Art ihren Tod gefunden, auch Zoraïdens Verlobter, da entdeckt ein Page die furchtbare Scene, und warnt die noch übrigen Abenceragen. Wuthentbrannt, wollen sie Rache nehmen, allein von der Uebermacht zurückgedrängt, verlassen sämmtliche Rückgebliebene dieses Geschlechts Granada, und ziehen nach Almeria.

Boabdils Zorn wendete sich nun gegen die unglückliche Sultanin. Des Ehebruches angeschuldigt, wird sie zum Feuertode verurtheilt, wenn sich nicht binnen zwanzig Tagen vier Ritter fänden, welche mit dem Schwerte ihre Unschuld gegen die Ankläger siegend verfechten. Zoraide wendet sich in dieser Noth an Juan de Chacon, Herrn von Chartagena, den sie in frühern Zeiten bei einem Tourniere kennen gelernt, und der ihr auch Hülfe zusagt. Der Tag des Gerichtes erscheint. Auf dem Bivarambla sind die Schranken des Kampfplatzes errichtet. Schon naht sich das Ende der gegebenen Frist, da erscheinen vier christliche Ritter in Türkentracht, Juan Chacon an ihrer Spitze. Sie nehmen den Kampf auf mit den vier stolzen, sieggewohnten Zegri's. Der Boden dröhnt unter den Tritten ihrer Rosse; blitzend durchschwirren ihre Schwerter die Luft. Ein Zegri um den Andern sinkt sterbend in den Sand, der Letzte bekennt stöhnend die Unschuld der Königin. Zoraide ist gerettet — aber die Erinnerung an den gemordeten Geliebten, der Gedanke an die verhaßte Zukunft im Harem des Königs macht sie schaudern, noch denselben Abend stößt sie sich den Dolch in die treue Brust *).

Was an dieser Sage Wahres sei, will ich nicht entscheiden; genug daß sie im Munde eines jeden Granadiers lebt, wie so manche andere Sage, die sich an die Gemächer und Thürme der Alhambra knüpft. Ueberhaupt äußert sich hier mit jeder Erzählung der poetische Geist der Andalusier, durch welchen er die Trümmer

*) Florian's „Gonsalve de Cordove" giebt diese Sage romantisch bearbeitet.

aus der Vergangenheit seines schönen Vaterlandes zu beleben sucht. Man könnte ganze Bücher schreiben von den Sagen und Mährchen, die dieses Volk von den Mauren erzählt, und deren Wahrheit es gar nicht bezweifelt. Es ist aber auch nicht zu läugnen, daß kein Land mehr dazu geeignet ist, sich in romantischen Träumereien zu wiegen, als das südliche Spanien, und vorzüglich Granada, mit seinen Ueberresten aus einem Zeitalter, dem die Romantik eigentlich angehört.

Auf der linken Seite des Löwenhofes ist die Halle der zwei Schwestern — (Sala de las dos hermanas) so genannt von zwei ungeheuern weißen Marmorplatten — jede von achtzehn Fuß Länge und neun Fuß Breite, die in den Boden eingelassen sind. Das Licht kommt in diese Halle, so wie bei den andern, von oben durch die Kuppel, und giebt dem ganzen Raum eine magische Beleuchtung. Auch die Verzierungen der Wände durch verschiedenfärbige Mosaik, die herrliche Stukatur des Gewölbes, die Borduren mit Inschriften und reichen Vergoldungen finden sich hier wie in der Halle der Abenceragen. An den Wänden sind steinerne Ruhebänke angebracht, einst wahrscheinlich mit prachtvollen Seidenküssen bedeckt; ober der einen Seite ist ein Balkon, der mit den Gemächern des Harems in Verbindung stand. Hinter seinen noch vorhandenen Gittern mögen die Frauen ungesehen den Festen beigewohnt haben, die in der Halle gegeben wurden.

Auf der Südseite des Löwenhofes kommt man unter einer reichverzierten auf Säulen ruhenden Kuppel in eine große Halle, wo die Könige Gericht hielten. Sie stößt mit andern Gemächern zusammen, von derselben Bauart wie die früher Beschriebenen. Einen freundlicheren Anblick aber gewährt ein Saal, wo die Audienzen ertheilt wurden, wie die an den Wänden befindlichen Inschriften melden. Man nennt ihn den Saal der Gesandten. Er befindet sich im Thurme des Comanes am obern Ende des Mesuar. Seine Verzierungen sind prachtvoll — das Bewunderungswürdigste aber ist seine gewölbte Decke, die mit kleinen Oeffnungen in Gestalt von Sternen durchbrochen ist, durch welche das Licht hereindringt. Der Eingang ist von der zierlichsten Arbeit; zu beiden Seiten sind Nischen angebracht, in welche der Eintretende seine Pantoffel legte, denn nur mit entblößtem Fuße durfte man vor dem Könige erschei-

nen. Auf drei Seiten des Saales sind große Fenster; eine Thüre führt auf die Altane, wo man hinabsieht auf den wildbrausenden Darro, weithin schweift der Blick über die entzückenden Fluren der Vega bis an die in duftiger Ferne schwimmenden Berge.

In noch viele andere schöne Gemächer wurden wir geführt, so auch in die Bäder, wo man noch die marmornen Wannen und die Sitze zum Auskleiden sieht. Endlich stiegen wir eine Wendeltreppe hinauf zum Toccador, dem Putzzimmer der maurischen Prinzessinnen, wie es unser Führer nannte. Dieß ist aber unmittelbar unter dem Dache eines Thurmes. Wenn ich nun schon nicht unbedingt glauben will, daß die maurischen Damen diesen hohen Standpunkt zu ihrem Toilettezimmer wählten, so ist es doch gewiß, daß sie keinen Ort finden konnten, wo sich ihnen eine reitzendere Fernsicht in die ganze Runde der Gegend darbot, und man muß daher nur ihren Geschmack loben, der sie denselben zu ihrem Vergnügen erwählen ließ. Eine Gallerie, deren Decke von einigen zwanzig außerordentlich zart gearbeiteten kleinen Säulen getragen wird, läuft rings um das Gemach, und gewährt auf jeder Seite des Thurmes ein anderes reizendes Bild. Ich bemerkte hier an den Wänden sehr schön gemalte Arabesquen, ein Zeichen, daß auch diese Kunst bei den Mauren betrieben wurde. Es schien eine Art Oelmalerei auf einem eigens zubereiteten Grund. Die Farben sind sehr wohl erhalten. Unter dem Toccador führte man uns in eine akustisch gebaute Halle. Wenn man in einer Ecke derselben so leise als möglich sprach, ward es in der gegenüberliegenden deutlich vernommen. Wozu sie einst gedient haben mag, läßt sich nicht enträthseln, weil weder Inschriften noch andere Einrichtungen angebracht sind, die den Zweck verrathen.

Noch lange wandelten wir in den wundervollen Räumen herum; überall gab es irgend etwas Neues zu sehen und zu bewundern. Wollte man die Alhambra genau besichtigen, man brauchte viele Tage dazu. Leider war uns dieß nicht gegönnt; wir mußten bald für immer von ihr scheiden. Immer tiefer legte sich das Dämmerlicht des Abends über Berg und Flur — dunkle Schatten zogen sich durch die Gänge und Hallen des Pallastes hin; die Abendglocke tönte von der Stadt herauf wehmüthig durch die ehrwürdigen Trümmer vergangener Größe. Der Kastellan und unser Füh-

rer knieeten nieder und betheten; darauf mahnten sie uns zum Rückweg, und wir traten wieder hinaus auf den Cisternenplatz mit Carls prächtigem Pallaste, den wir aber jetzt kaum mehr beachteten; denn wir hatten bei seinem Anblicke die Empfindung, als kämen wir aus der Werkstätte eines Bildhauers in jene eines Steinmetzes.

Wir wanderten zwischen anmuthigen Baumparthien hinab bis an das Ufer des Xenil, über den eine hübsche Bogenbrücke führt. Von dem hier befindlichen Stadtthore übergab der letzte maurische König von Granada sein Reich in die Hände Ferdinand's und Isabellen's.

Diese hatten bereits Corduba und Sevilla erobert, allein sie wollten auch Granada unter ihrem Scepter haben — sie wollten durchaus der maurischen Herrschaft in Spanien ein Ende machen. Um einen Vorwand zum Kriege war man nicht lange verlegen; man forderte den König Abul Hassem auf, den Christen einen Tribut zu zahlen. Der kühne Maure aber antwortete: dort wo man in Granada Münzen prägt, werden auch Waffen geschmiedet, und somit fielen die spanischen Heere in sein Gebiet ein. Anfänglich war der Vortheil des Kampfes auf der Seite der Mauren, als aber Hassem in die Gruft seiner Ahnen gesenkt wurde, und sein schwachsinniger Sohn Abu Abdalla, gewöhnlich Boabdil genannt, den Thron bestieg, erhielten die christlichen Waffen die Oberhand, so zwar daß im achten Jahre des Krieges Ferdinand und Isabella mit einem ungeheuern Heere, welches der Marquis von Villena und Rodrigo Ponce befehligten, vor den Thoren Granada's erschien. Furchtbar waren die Anstrengungen der Spanier, um der maurischen Herrschaft durch den Fall Granada's den letzten Todesstoß zu geben — verzweifelt die Gegenwehr der Belagerten. Acht Monden bereits wüthete der Kampf. Unzählige Stürme wurden auf die Mauern und Thürme unternommen, donnernd schleuderten die damals noch unvollkommenen Geschütze Tod und Verderben in die geängstigte Stadt; aber immer noch von Muth und Hoffnung belebt, schlugen die tapferen Moslims alle Angriffe zurück, und wo einer ihrer Streiter sank, da hörte man gleich darauf den Schlachtruf seines Ersatzmannes. Da begann ein anderer Feind gegen die Belagerer zu wüthen, furchtbarer als das Heer der Spanier. Dieser

Feind hieß: „innerer Zwist." Von jeher haßten sich die vier edelsten Geschlechter Granadas, Abenceragen, Alabecen, Zegris und Gomelen. Jetzt erhoben sich ihre Parteien eifersüchtig gegen einander — sie schwangen das blutige Schwert gegen sich selbst, während der Feind vor den Thoren, die Vaterstadt hart bedrängte. Der schwache muthlose König hatte jede Gewalt über sie verloren. Zu diesem Unheile gesellte sich noch der Mangel; der Feind hatte alle Zufuhr abgeschnitten. Da versammelte Boabdil die Großen des Reiches zur letzten Berathung in die Gerichtshalle. Alle riethen zur Unterwerfung, bis auf Musa, einem edlen Albace, welcher das Verderben weissagte, das, aus diesem Vorsatze, ihrer Freiheit entspringen würde. Niemand wollte ihm glauben. Zürnend verließ er die Halle und Granada, um anderwärts den Tod eines Helden zu sterben. Die Versammlung aber schickte den greisen Tonira zu den Herrschern von Castilien, um mit ihnen den Vertrag zu verabreden, daß Granada sich den Spaniern unterwerfe, wenn binnen zwei Monden kein Ersatz käme. In diesem Falle aber wurde den Mauren der fernere Besitz ihres Eigenthums, freie Religionsübung und der Gebrauch ihrer Waffen zugesichert.

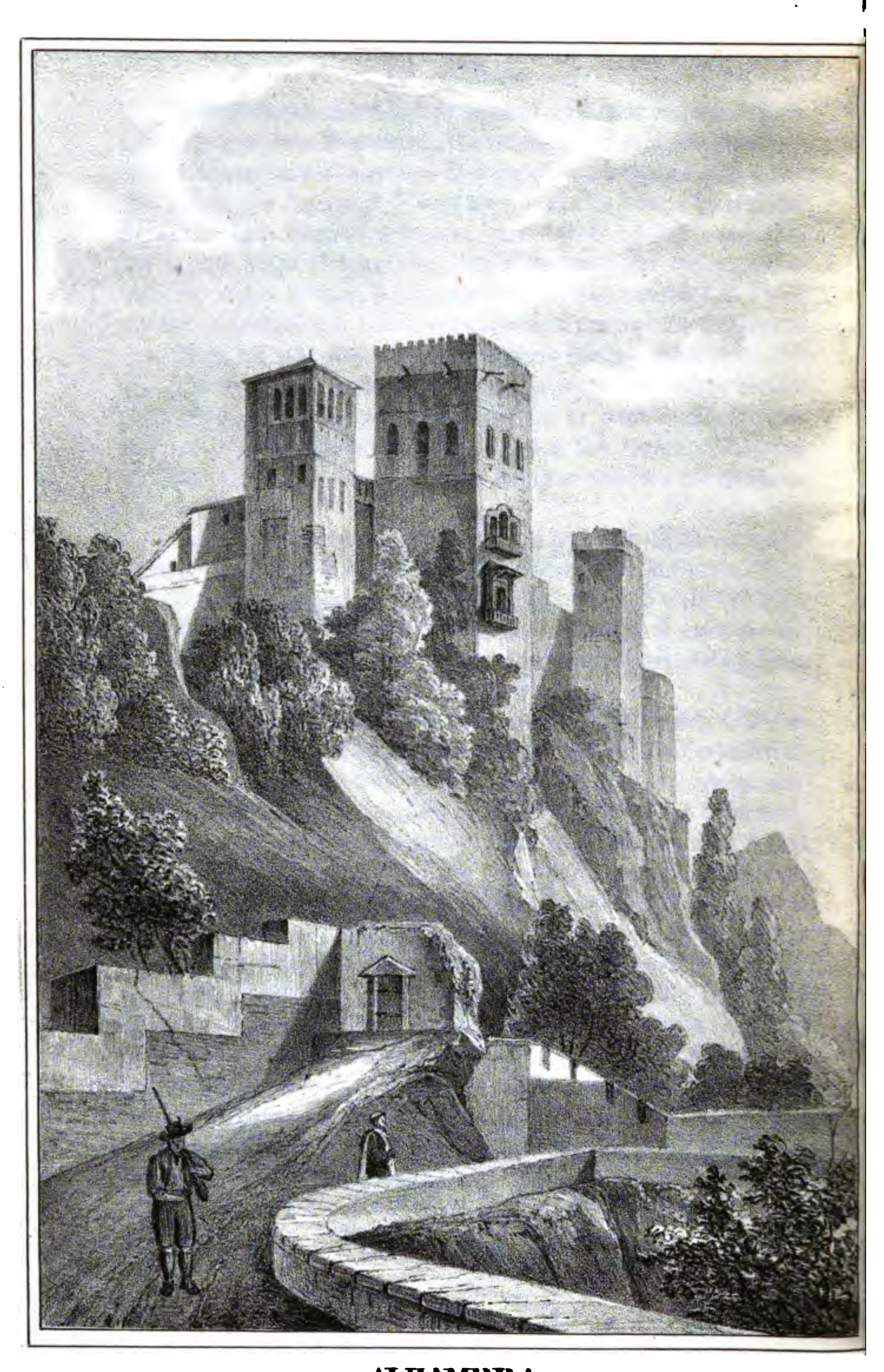
Der Vertrag wurde wirklich abgeschlossen. Die bestimmte Zeitfrist verstrich ohne Ersatz und Granada hörte auf, eine maurische Königsstadt zu seyn. Triumphirend erschienen Ferdinand und Isabella mit ihren Truppen am Thore des Xenil, am 4. Jänner 1492 um 3 Uhr Nachmittags. Boabdil, umgeben von seinen Größen, kam ihnen entgegen, er wollte vom Pferde steigen und den Siegern huldigen, Ferdinand aber wehrte dieß, umarmte ihn und sagte ihm freundliche Worte des Trostes. Abul Hassem überreichte die Schlüssel der Stadt — trauernd zogen die Mauren den Schluchten der Alpuxaras zu. Auf einem Hügel angekommen erreichte Boabdil seine vorausgegangene Familie, noch einmal wendete er sich gegen seine verlorene Residenz, wo der Kanonendonner und das Triumphgeschrei der Sieger die Luft erzittern machte, und gegen die herrliche Vega, den Garten seines Reiches. Thränen rollten über seine Wangen. Seine Mutter Aixa aber sprach unwillig zu ihm: „du weinst wie ein Weib, weil du dein Reich nicht wie ein Mann vertheidigen konntest!" Der Hügel wo dieß geschah, heißt noch jetzt „der Seufzer des Mauren" (el sospiro del moro). —

Die Regenten von Castilien standen nach dem Abzuge Boabdils noch vor dem Xenilthore. Da erschien auf dem Glockenthurme der Alhambra der Kardinal Mendoza mit der Fahne des Kreuzes, neben ihm der neue Gouverneur von Granada, Graf Tendilla, mit dem königlichen Panier, und der Großmeister von St. Jakob mit seiner Ordensfahne. Die Wappenherolde riefen: Granada für unsere Könige, Ferdinand und Isabella! unter dem Donner des Geschützes und dem Gejauchze der Truppen. Die Regenten aber fielen auf ihre Knie und dankten Gott für den Sieg.

In der Gerichtshalle der Alhambra wurde ein Altar errichtet — noch jetzt zeigt man den Platz, wo er stand — die Regenten mit den Großen des Reiches begaben sich dahin. Mendoza hielt das Hochamt — vom Lobe des Höchsten erbebten die Mauern des Pallastes.

So kam Granada wieder in die Hände der Christen, nachdem es Jahrhunderte lang unter den Mauren geblüht hatte. Musas Vorhersagung ging aber bald in Erfüllung. Man hielt den Einwohnern der Stadt das gegebene Wort nicht. Zuerst wurden die Juden vertrieben — in kurzer Zeit darauf die Mauren, welche nicht zum christlichen Glauben übertreten wollten.

Doch genug von diesen Scenen des Gräuels, welche das Gemüth eines Menschenfreundes nur in seinem Innersten erschüttern müssen; wenden wir uns wieder zurück zu den lachenden, umbüschten Ufern des Xenils, an welchen sich die schöne Alameda, umgeben von hohen Ulmen und Pappeln und von duftenden Rosen und Jasmingebüsche hinzieht. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als wir sie betraten, nur der Vollmond erleuchtete durch die Zwischenräume der Bäume das fröhliche Treiben der Menschen, die zwischen den Baumgängen und Blumenbeeten lustwandelten. Man kann sich aber nichts Reitzenderes denken, als diesen Alameda im Lichte des Mondes — nichts Köstlicheres, als den Genuß der erquickenden Kühle einer Sommernacht! Lange noch wandelten wir zwischen den Schatten der Bäume, umtönt vom heiterem Geplauder der Menge, in welches sich von Zeit zu Zeit der süße Klang einer Guitarre mischte, zur Begleitung einer spanischen oder maurischen Romanze. Wir sprachen über das Gesehene, wir träumten



ALHAMBRA

Thurm des Comares Touador.

ged. bei M. R. Toma in Wien.

uns in jene längstvergangene Zeiten, deren Ueberreste uns heute so sehr entzückt hatten.

Die ersten Strahlen der nächsten Morgensonne fanden uns bereits auf dem Wege zum Generalif, einem Gartenhaus der maurischen Könige, auf einem blüthenreichen Hügel hinter der Alhambra. Wir gingen längs dem Ufer des wildschäumenden Darro unter dem Thurme von Camares vorbei und bei einem eisernen Thürchen, das in die Alhambra führt und vom Volke verschiedener Gespenstermärchen wegen sehr verrufen ist. Die herrlichsten Aussichten auf die Stadt, die Vega und die Gebirge entfalteten sich abwechselnd bei jeder Biegung des Weges, bis wir endlich am Ziele angelangt waren. — Der Generalif besteht aus zweien, durch zierliche Bogengänge verbundenen Pavillons, deren Gemächer ganz im Geschmacke des Lövenhofes und seiner Hallen gebaut sind. Ein Hof enthält ein schönes Bassin, von Orangen, Granaten und andern südlichen Gewächsen umgeben; besonders zeichnen sich darunter zwei ungeheure Cypressen aus, die Cypressen der Sultanin genannt, weil hier Zoraide jene Zusammenkunft mit ihrem Verlobten hatte, bei der sie von den Zegris belauscht wurde. Der hohe Wuchs und bedeutende Umfang der Bäume verräth jedenfalls ein sehr hohes Alter; wohl manche maurische Schöne mag unter ihrem Schatten gewandelt seyn. Die neuere Zeit hat die schöne Rinde der Stämme durch eine Anzahl eingeschnittener Namen verunstaltet; ein Unfug, leider nur zu oft von solchen Menschen verübt, welche ihr Andenken durch solche Entweihung heiliger Denkmähler der Vorzeit mit diesen zugleich an die Nachwelt zu bringen glauben.

Die Hallen und Säulengänge sind eben so reich und geschmackvoll verziert wie in der Alhambra; in jeder der Ersteren werfen Springbrunnen den krystallhellen Wasserstrahl gegen die Decke, eine angenehme Kühlung erzeugend — überall führen hohe Thürmen auf Altanen mit den entzückendsten Aussichten. Man muß gestehen, daß Muhamed II., der Erbauer dieses Lusthauses, es verstanden hat, für den Reitz der Sinne zu sorgen. Schade, daß die Alterthümlichkeit des Generalif jetzt, da er ein Privateigenthum wurde, durch manchen geschmacklosen Zubau gelitten hat!

In ein paar Zimmern fanden wir einige Gemälde, von denen mich die Portraits von Ferdinand und Isabella, Ponce de Leon und Boabdil vorzüglich interessirten. Auch ein Stammbaum der maurischen Könige wurde uns gezeigt. Aus welchem Zeitalter sich alle diese Bilder herschreiben, und ob sie wirklich authentisch sind, kann ich nicht entscheiden. —

Durch eine etwas verwilderte Gartenanlage, voll der herrlichsten Bäume des Südens, stiegen wir nun wieder hinab in die Stadt. Wir kamen über das Campo del triompho, einem schönen Platz, geziert durch ein großes Hospital. Nahe dabei steht das reiche Kloster St. Domingo. Es ist im Besitz bewunderungswürdiger Agatstücke. Die ganze Sacristei ist mit Gemälden ausgeschmückt, welche die Leidensgeschichte der Martirer darstellen. Ich bewunderte aber daran nichts, als die gräßliche, oft sogar schmutzige Phantasie des Malers. Dieses Kloster soll in den ersten Zeiten der Inquisition eine große Rolle gespielt haben.

Von hier gingen wir in die Kathedrale. Sie wurde neben einer maurischen Moschee von Ferdinand und Isabella gebaut, und zwar in einem halb gothischen, halb maurischen Style. Ihre Gewölbe ruhen auf zwölf mächtigen Säulen, an denen die Statuen der Apostel in Lebensgröße angebracht sind. Viele schöne Gemälde und Bildhauerarbeiten aus weißem Marmor und Alabaster zieren sie. Letztere sind größtentheils von Alonso Caro. Besonders auffallend war mir die in der Mitte der Kirche stehende Orgel. Sie hat einige horizontale Pfeifen, die wie bei Posaunen in große Schalltrichter auslaufen. Der daraus hervorkommende Ton macht alle Nerven erbeben — es ist, als hörte man die Posaunen des letzten Gerichts. — Eine reichverzierte Seitenkapelle enthält die Sarkophage, unter welchen Ferdinand und Isabella, Philipp der Schöne und Johanna ruhen. Sie sind mit meisterhaften Basreliefs bedeckt; oben aber liegen die Statuen der hier Ruhenden aus weißem Marmor in Lebensgröße gearbeitet. Einige Stufen führen in das Grabgewölbe hinab, wo die einfachen, bleiernen Särge stehen. Die Kapelle enthält überdieß noch interessante Holzschneidereien, unter andern auf einem Altarblatt die Darstellung, wie Boabdil die Schlüssel Granadas übergibt. In der Sakristei

zeigte man uns Krone, Scepter und Schwert Ferdinand V. — wahrscheinlich wohl nur Nachbildungen.

Den dritten Tag unseres Aufenthalts in Granada, leider den letzten, den wir in dieser Stadt der Wunder zubringen durften, begannen wir mit dem Besuch eines Bades. Ich berühre diesen Umstand der sonderbaren Einrichtung wegen, die wir hier fanden. Da waren keine Wannen zu sehen, wie sie bei uns gebräuchlich sind, sondern am Fußboden befanden sich mit Steinen ausgefütterte runde Löcher, gerade so tief und weit, daß ein Mensch darinnen bequem stehen konnte. In Diesen wurde das Bad bereitet. Es gehörte aber ein ganz besonderer Vortheil dazu, um nach dem Baden wieder ohne fremde Hülfe herauszukommen.

Ich konnte mich von Granada nicht trennen, ohne dem Alhambra ein Lebewohl zu sagen und mir einige der interessantesten Ansichten in meine Mappe zu zeichnen. Mit dieser unter dem Arme stieg ich also längs dem Darro den Felsensteig hinan. Ein junger Spanier schloß sich an mich an und bemühte sich, mir all die Gegenstände zu erklären, bei denen wir vorüber kamen. Bei der eisernen Thür — Puerta ferra — wo ich mich, um zu zeichnen, niedersetzte, erzählte er mir folgende Sage: „Einer der ältesten maurischen Könige von Granada hatte eine Tochter von bewunderungswürdiger Schönheit und Anmuth. Zaide war im ganzen Lande berühmt und von allen Gegenden Spaniens kamen maurische und christliche Ritter herbei, um sich im Glanze ihrer Schönheit zu sonnen und beim Tourniere den errungenen Preis aus ihren lieblichen Händen zu empfangen. Aber obwohl ihr auch alle Herzen huldigten, und die Dichter in unzähligen Liedern ihr Lob sangen, konnte doch Niemand die immer gleiche Ruhe ihres Gemüths erschüttern. Zaidens Mutter war ein christliches Fräulein, welches sammt seiner Wärterin bei einem Streifzuge gefangen und in den Harem des Königs gebracht wurde. Die Mutter war bereits gestorben, allein die Wärterin lebte noch und unterrichtete Zaiden insgeheim in den Lehren der christlichen Kirche. Sie erzählte ihr viel von der Schönheit und treuen Liebe der spanischen Ritter, so zwar, daß nach und nach dem Mädchen seine Verhältnisse unerträglich wurden, und es nichts sehnlicher wünschte, als einst an der Seite eines jener treuliebenden schönen Christen leben zu kön-

nen, was ihr auch Lorana, die alte Wärterin, auf alle Weise möglich zu machen versprach.

Indessen veranstaltete der König wieder einmal große Festlichkeiten, wobei sich unter andern ein christlicher Ritter, Gomez de Lara, in maurische Tracht verkleidet, einfand. Beim Tourniere hatte er über alle seine Gegner den Sieg davon getragen und nahte sich nun Zaiden, um den Preis, ein goldgesticktes Wehrgehäng, zu empfangen. Als er dabei das Visir seines Helmes lüftete und die Prinzessin in das dunkle sprechende Auge des Ritters sah, erbebte sie in ihrem Innersten. Das Blut schoß ihr in die Wangen, und bald wäre der Preis ihren Händen entfallen. So hatte sie noch nie der Anblick eines Mannes bezaubert. Indessen wandelte sich ihr Entzücken bald in Trauer; denn sie gedachte ihres geheimen Glaubens und ihrer inneren Ueberzeugung, daß sie nur an der Seite eines Christen glücklich seyn könne. — Gomez hielt sie aber wegen seiner Kleidung für einen Mauren. — Wie sehr war sie daher überrascht, als sie zur treuen Lorana kam, um ihren Kummer zu erzählen und auszuweinen, als diese ihr sagte, daß jener vermeinte Maure ein christlicher Ritter sei, der Zaiden schon früher gesehen und liebe, und auf ihre, Lorana's, Veranstaltung sich verkleidet hier befinde, um sich Gegenliebe zu erwerben. Das Mädchen war außer sich vor Freuden, herzte und küßte die Alte und fand sich bereit, dem Ritter eine geheime Unterredung zu gestatten. Beide hüllten sich um die Mitternacht in ihre Haiks, verließen den weißen Thurm wo sie wohnten, und eilten hinab zu der Puerta ferra. Hier nahm Lorana einen Ring, den sie einst von einem der weisen Sterndeuter des Königs erhalten hatte, sagte einige fremdklingende Worte, indem sie ihn gegen das Thürschloß hielt, welches nun alsobald aufsprang. Gomez wartete hier bereits und empfing das Mädchen mit allem Feuer eines liebenden Jünglings. Bald hatten sich beide verständigt — mit Hülfe der alten Lorana sollte Zaide mit ihrem Geliebten in der nächsten Nacht die Alhambra auf demselben Wege auf immer verlassen.

Nach der Verabredung erschien Gomez wirklich den kommenden Abend in der Alhambra, wo er verborgen die Mitternacht erwartete, denn nur zu dieser Stunde that der Ring seine Wirkung. Als diese aber gekommen war, gab Lorana der Prinzessin densel-

ben, und lehrte ihr die nöthige Zauberformel, denn sie selbst war schon zu alt, um sie bei der Flucht zu begleiten; Zaide nahm ihre Kostbarkeiten, ein Kästchen voll der herrlichsten Diamanten, und eilte mit dem Ritter den Berg hinab.

Aber als sie so zwischen den Mauern und Gärten eiligen Schrittes dahinflogen, rief sie einer der Wächter an, der gerade die Runde machte, und da er keine Antwort erhielt, spannte er seinen Bogen und schoß ihnen einen Pfeil nach, der klirrend am Harnische des Ritters zersplitterte. Kaum hatte dieser bekannte Ton des Wächters Ohr erreicht, als er mehrere seiner Gefährten rief, mit ihm vereint den unbekannten Flüchtlingen nachzusetzen. Auf den Flügeln der Angst eilten diese Beiden den Berg hinab zu der eisernen Thüre. Zaide schmiegte sich voll Schrecken an Gomez, der sie endlich auf seinen Armen weitertragen mußte, da ihm ihr Fuß über die Felsen und Klüfte nicht mehr folgen konnte. Immer näher und näher drang das Geschrei der Verfolger, immer deutlicher nahm man ihre dunkeln Gestalten im ungewissen Sternenlichte wahr. Noch waren die Flüchtigen eine ziemliche Strecke von der verhängnißvollen Eisenthür, welche sie von den Feinden trennen sollte. Da rief es ganz nahe: „hieher kommt, hier ist das Wild, welches wir suchen!" doch in demselben Augenblicke langten sie bei der Thür an. Gomez rief Zaiden zu, schnell den Ring zu gebrauchen; — allein umsonst ist sein Zuruf, denn in der Todesangst hat sie die Zauberworte vergessen. Umsonst hält sie ihn gegen die schweren Riegel der Thür, umsonst bittet sie, weint sie — verschlossen blieb der rettende Ausgang und nur das Wiehern der zur Flucht bereitstehenden Rosse tönt jenseits der hohen Mauer herüber. Schon sind sie von der verfolgenden Schaar umzingelt, deren Größe jede Gegenwehr unmöglich macht, schon blitzen die Schwerter über ihren Köpfen und zwanzig Hände strecken sich aus, sie zu fangen, da entreißt Gomez dem Mädchen den Ring, mit einem Fluche schleudert er ihn gegen die Thür — und von einem donnerähnlichen Knalle erbebten Felsen und Mauern, ein Feuermeer gießt sich durch das Dunkel der Nacht; unter den beiden Liebenden spaltet sich die Erde, und sie sinken hinab in den geöffneten Schlund. — Als ihre Verfolger aber zur Besinnung kamen, war alles wieder so wie sonst, man hätte das Ganze für einen Spuck böser Dämone gehalten, wäre

Zaide nicht für immer verschwunden gewesen. Jedesmal am Jahrestag dieser schrecklichen Begebenheit sieht man noch jetzt die Gestalten der Unglücklichen an der verschlossenen Thür; hört man das drohende Geschrei der Verfolger. Ein reiner Christ aber könnte den Bann lösen, wenn er in diesem Momente die Riegel der Thür öffnete. Allein bis jetzt hat sich noch keiner daran gewagt, obwohl gar Viele an andern Tagen auf dieser Stelle nachgruben, da ihnen mehr um die Auffindung des versunkenen Schmuckkästchens zu thun war, als um die Lösung des Bannes.

Hiermit hatte mein Erzähler geendet. Auch ich legte meine fertige Zeichnung in die Mappe, und wir wanderten aufwärts gegen den Generalif.

Noch einmal betrat ich also die zierlichen Räume dieser schönen Sommerwohnung mit ihren Springbrunnen und Gärten, noch einmal weidete sich mein Auge auf den in allen Gemächern angebrachten Altanen an den herrlichen Aussichten über die reizende Gegend. Welch ungeheurer Reichthum könnte sich hier bei all den Begünstigungen der Natur für den Menschen entfalten, wären sie weniger träge und böte ihnen die Regierung hülfreich die Hand! Ich schweige von dem Reichthum an Getraide, Wein und Obst — wo aber kam der ergiebige Seidenbau hin, wo die Cultur der Baumwollenstaude, welche unter der Herrschaft der Mauren einen der vorzüglichsten Industriezweige des Landes ausmachten! Die einst bestandenen Fabriken verschwanden nach und nach gänzlich, theils durch die ungeheuern Steuern, welche der Staat ihnen auflegte, theils durch unglückliche Zeitereignisse zu Grunde gerichtet. Nirgends bewährt sich das Sprichwort: woran der Mensch Ueberfluß hat, das weiß er nicht zu schätzen, mehr als eben hier. Die Natur kommt den Bewohnern Granada's weiter als auf dem halben Wege entgegen. Ihre Lebensbedürfnisse sind dadurch gedeckt, und um mehr zu gewinnen, mangelt ihnen nur der Geist der Industrie.

Unbenützt bleiben größtentheils die üppigen Alpentriften der Sierra nevada; nur wenige Thäler treiben ihre Heerden im Sommer hinauf. Selbst die Zucht der einst so berühmten andalusischen Pferde wird jetzt gänzlich vernachlässiget. Die Sierra enthält aber noch andere unermeßliche Schätze, welche jedes andere Volk zu

GENERALIF

gez u gedruckt bei B.M.Toma in Wien

gewinnen streben würde. Ganze Abhänge bestehen aus dem kostbarsten Marmor, aus dem reinsten Alabaster, welchen die Mauren zum Bau und Schmuck ihrer Häuser und Palläste verwendeten, wie wir in der Alhambra sahen. Nebst dem kommen noch Halbedelsteine und Minerale in Fülle vor. Doch auch diese Schätze liegen als todtes Capital da. Mit hochtrabenden Worten rühmt sich ihrer der Besitzer, allein er benützt sie nicht zur Ausbeute.

Ich stieg mit meinem Führer hinab gegen die westlichen Mauern der Alhambra. Hier kamen wir zu einem hohen, dem Zerfallen preis gegebenen Thurm, durch dessen Thor Boabdil nach der Eroberung Granada's mit seiner Familie trauernd auszog. Er erbat es sich vom Sieger, daß dieses Thor vermauert würde, damit nach ihm kein lebendes Wesen mehr die Schwelle überschreite, was auch geschehen seyn soll. Indessen erzählt die Sage, daß er dieß darum gethan, weil er in diesem Thurm seine Schätze vergraben, in der Hoffnung einer möglichen Wiedereroberung seines Reiches, und die Trümmer sind also noch in der neuesten Zeit für leichtgläubige Menschen von großer Bedeutung.

Den Schluß dieses Tages machte ein Stiergefecht in der eigens dazu erbauten Arena, welche mehrere tausend Menschen faßt. Eine ungeheure Volksmenge wogte und drängte durch alle Gassen der Stadt, zu dem Orte, wo sie ihr Lieblingsvergnügen genießen sollten. Auch wir eilten dem interessanten Schauspiele zu, und nahmen auf einer der Bänke des Amphitheaters zwischen einigen jungen Leuten Platz, von denen besonders die jungen Damen mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo der erste Stier seinen Zwinger verlassen sollte. Allein bevor dieß geschah, wurde durch einen königlichen Beamten zuerst das Gesetz verlesen, welches die Stiergefechte wieder erlaubt, nachdem sie im Jahre 1805 verboten wurden. Ein stürmischer Beifall unterbrach den Vorleser gleich bei den ersten Worten, und dauerte fort bis er ans Ende kam; Gelächter und Gezisch begleiteten die Stelle, in welcher an das frühere Verbot erinnert wird.

Nun erschienen die Piccadores in ihrer eigenthümlichen Tracht, wie man sie auf alten Gemälden abgebildet sieht, mit langen Picken bewaffnet, auf elenden Gäulen in den Schranken, und bald darauf stürzte ein Stier wüthend aus einer geöffneten Fallthüre.

Er hatte, so wie alle die heute gehetzt wurden, Kugeln an den Hörnerspitzen, um Verwundungen zu verhüthen. Die Piccadores sprengten auf ihn zu, und suchten ihn gegen sich zu reizen; aber sei es, daß ihn der Anblick der lärmenden Volksmenge erschreckt hatte, oder war er von Natur furchtsamer, als sonst diese Thiere sind — er begnügte sich, einige Augenblicke einen Angriff auf die im Sande nachgeschleiften Picken der Reiter zu machen, allein gegen sie selbst ließ er sich auf keine Art in den Kampf ein. Dieß erzeigte beim Volke großes Mißfallen; man pfiff, man drohte, man überhäufte das Thier mit Schimpf- und Spottreden, als wollte man sein Ehrgefühl wecken — aber alles umsonst. Endlich entfernten sich die Piccadores, und die Banderillos traten an ihre Stelle. Diese, zu Fuß, in bunten Kleidern voll Bändern und glänzenden Knöpfen, auf dem Kopfe ein langes rothes Haarnetz, trugen jeder ein Bündel Pfeile mit Widerhacken und mit bunten Papierstreifen besetzt. Mittelst vorgehaltener rother Tücher suchten sie den Stier in Wuth zu bringen, was ihnen auch bald gelang. Brüllend stürzte das Thier auf sie los, seine gewaltigen Hörner drohten, sie zu durchbohren. Aber festen Fußes erwarteten sie ihn, bis seine Hörner beinahe ihren Leib berührten; dann aber machten sie eine rasche Wendung, und in demselben Moment stießen sie ihm ihre Pfeile zu beiden Seiten in das Fleisch des Halses, in dem sie nun hängen blieben. Umsonst bemühte sich das arme Thier diese Marter abzuschütteln — schon war ein Anderer mit dem Tuche da — wiederholter wüthender Angriff — neue Pfeile in den Hals — bis das gereizte Thier endlich damit so bespickt war, daß es ganz unförmlich aussah, sein Blut auf die Erde träufelte, seine Wuth aber keine Gränzen mehr kannte. Entsetzlich brüllend stampfte es den Sand mit seinen Füßen, Geifer schäumte ihm vor dem Munde; gegen alles, was es eben vor sich hatte, ob nun Mensch oder die starken Schranken der Arena, versuchte es seine verderbliche Gewalt. Mancher Banderillos wurde erfaßt, weithin geschleudert, oder mit den Füssen getreten, daß er, von der fühllosen Menge ob seiner Ungeschicklichkeit verhöhnt, mühsam davon schwankte. Nichts konnte das gräßliche Schauspiel enden, als bis das gequälte Thier, von Wuth und Blutverlust, so wie durch den in jedem Augenblick vergrößerten Schmerz ermattet, selbst seine Angriffe aussetzte. Nun brachte

ein allgemeiner Ruf den Matador auf den Kampfplatz. Ein rother Mantel verhüllte ihn und den scharfen zweischneidigen Degen, welcher dem Kampf und der Qual des Thieres ein Ende machen sollte. Gravitätisch schritt er auf den Stier zu, und als dieser seine letzten Kräfte sammeln wollte, um sich gegen den neuen Feind zu stellen, warf er ihm den rothen Mantel über den Kopf, und stieß ihm zugleich den Degen bis an den Griff zwischen die Schultern ins Herz. Wie vom Starrkrampf befallen stand der Gequälte einige Augenblicke noch aufrecht, dann brachen seine Knie, und leblos stürzte er nieder, während Trompetengeschmetter und der Jubel des Volkes die Lüfte erfüllten.

So interessant mir nun auch dieses Schauspiel, welches ich so oft beschrieben gelesen, war, so erfüllte mich dabei ein unangenehmes Gefühl, was sich wohl eines Jeden bemeistern wird, der ein Thier so muthwillig zu Tode quälen sieht. Noch unangenehmer ward aber dieß Gefühl dadurch, daß ich sah, wie sich die Lust der Zuseher immer vermehrte, je höher die Marter stieg, und es thut mir leid, sogar sagen zu müssen, daß augenscheinlich der weibliche Theil der Versammlung das größte Vergnügen daran hatte. Nicht etwa bloß die Frauen und Mädchen der gemeinen Volksklasse, welche in andern Ländern bei gräßlichen Scenen ebenfalls den ersten Rang unter den Zusehern einnehmen, sondern sogar solche, welche höheren Ständen anzugehören schienen, waren mit ihren Beifallsbezeugungen, ihrem Jubel über die sichtbare Qual des Thieres immer voran. Die dem weiblichen Geschlechte eigenthümlichen, so schönen Regungen des Mitleids schienen aus ihrer Brust gewichen; gefühllos bewunderten sie die traurige Scene. Die Macht der Gewohnheit, der Vorurtheile, hatte ihr Herz verhärtet. Hätte ich während meines Aufenthalts nicht Frauen kennen gelernt, welche mir wahre Achtung eingeflößt — dieses Stiergefecht allein wäre hinreichend gewesen, mir nicht die schönsten Begriffe von den spanischen Schönen beizubringen! — Nachdem der Matador einige Zeit triumphirend neben seinem Schlachtopfer gestanden und den allgemeinen Beifall eingeärntet hatte, erschienen vier reichgeschmückte Maulthiere, welche vor den todten Stier gespannt wurden, ihn ein paarmal im Kreise herumschleiften, und dann aus der Arena brachten.

Noch fünf andere Stiere wurden auf diese Art gehetzt. Der Letzte auf eine ganz besondere Art, indem man allen anwesenden Strassenjungen erlaubte, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Man schien aber ein sehr furchtsames Thier ausgesucht zu haben, denn es ließ sich von dem neckenden Schwarme zu keiner Gegenwehr verleiten. Zuletzt ließ man eine Kuh mit einer großen Glocke los, nach welcher der Feige unter allgemeinem Gelächter in den Stall lief.

Und somit hatte das Schauspiel ein Ende, welches alle Anwesenden mit Lust und Freude erfüllt hatte. Der Abend war indessen hereingebrochen — die Menge vertheilte sich auf den Paseos, wir aber bestiegen unsere Pferde und zogen aus den Thoren von Granada nach Malaga zurück.

Unser Weg führte uns anfänglich durch die reizenden Gefilde der Vega. Ueberall umgaben uns üppige Felder, untermischt mit schönen Wäldchen. Besonders auffallend war mir die Höhe des Hanfs; er ragte weit über unsere Köpfe hinaus, und wir ritten doch eben keine sehr kleinen Pferde. Die Strasse war gut erhalten, und in den freundlichen Dörfern, durch die wir zogen, lächelten die heitersten Bilder uns entgegen. Die Landleute saßen gruppenweise vor ihren Hausthüren, im Mondlichte die angenehme Abendkühle genießend. Von allen Seiten erklangen Guitarren, der muntere Gesang der Jugend und das Geklapper der Castagnetten. Aber nur zu bald änderte sich die Scene, und mit ihr schwand auch unsere schöne Hoffnung auf eine bequeme Rückreise. Der Weg erhob sich immer mehr bergan, Felsen hemmten unsere Blicke über die weite Ebene und auf die Thürme der Alhambra, welche, vom Monde beleuchtet, geisterartig herüber glänzten; die schöne Vegetation hörte auf, und wir befanden uns somit wieder in den öden Felsschluchten der Alpuxaras. Immer steiler und schlechter wurde die Strasse, je weiter wir kamen. Sie glich endlich dem wasserlosen Bette eines Bergstromes, der sich über Felstrümmer und Steingerölle seinen Weg gebahnt hat. Kein Baum, kein Strauch belebte die nackten Bergabhänge — die ganze Natur schien wie ausgestorben. Oft waren wir stundenlang ge-

zwungen über die steilen Abhänge hinabzuklettern, unsere unsicher schreitenden Pferde am Ziegel führend, jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, durch einen leicht möglichen Sturz von ihnen in den Abgund geschleudert zu werden, dessen Tiefe wir nicht einmal ermessen konnten, da er im Nachtdunkel verborgen lag. Hiezu kam noch, daß Manoel, — mag nun unsere Reise nach Granada wirklich gegen die Angriffe der Räuber assecurirt, oder unser jetziger Weg jedenfalls unsicherer gewesen seyn, — uns nicht oft und sorgsam genug aufbieten konnte, unsere Waffen in Bereitschaft zu halten, während er selbst stellenweise mit einer Pistole schußfertig voranzog, und wir von ihm die strenge Weisung bekamen, uns immer eng beisammen zu halten. Dadurch aber gewann unsere Karavane ein ganz abenteuerliches Aussehen, und die Erinnerung daran verschaffte uns nach überstandener Gefahr noch manchen frohen Augenblick.

So lange uns der Mond sein Licht lieh, ging es ziemlich schnell, als sich dieser aber hinter die Berge senkte und uns die dunkelste Nacht umgab, konnten wir nur sehr langsam und mit vielen Unterbrechungen vorwärts kommen.

Endlich um 8 Uhr Morgens langten wir in Alhama an, sehr ermüdet von dem beschwerlichen, unterbrochenen, beinahe zwölf Stunden langen Marsche.

Diese Stadt hat ein sehr trauriges Ansehen. Mit ihren grauen, zur Ruine gewordenen Mauern, ist sie wie das Nest eines Raubvogels in der Einsattlung zweier mächtiger Felsen eingezwängt. Kein Baum, kein Strauch belebt die öden Steinklippen, welche sie umgeben, und da selbst das sonst die Bergabhänge bedeckende Gras in dieser heißen Jahreszeit ganz versengt war, so glich die ganze Gegend einem mit fahlem Grau und Gelb gemahlten Bilde. Uebrigens rühmt man von Alhama, daß sie unter allen Städten Europa's die höchste Lage über der Meeresfläche einnehmen soll, wie auch ihre schon von den Arabern stark benützten warmen Heilquellen, von welchen wir aber, unserer Ermüdung wegen, nichts sahen, so wenig als von den alten Bädern. Nur eine, auf zwei Reihen übereinander stehender Bogen, durch einen Theil der Stadt führende Wasserleitung besahen wir. Alhama war unter der Herrschaft der Mauren sehr stark befestigt. Man nannte sie damals den Schlüssel

zu Granada's Thoren, und als sie von den Spaniern im fünfzehnten Jahrhunderte erstürmt ward, erfüllte Wehgeschrei die Lüfte der Hauptstadt, denn ungehindert zogen nun Ferdinand's Schaaren hinab in die Vega.

Recht froh, bald wieder diesen traurigen Aufenthalt verlassen zu können, obwohl uns noch ein eben so beschwerlicher Weg bevorstand, als wir bereits zurückgelegt, schwangen wir uns, sobald die Sonnenhitze sich nur um etwas mäßigte, wieder in den Sattel und setzten unsere Reise fort. Immer abwärts ging es nun über öde Berge, durch schauerliche Schluchten fort. Der schmale Weg war im buchstäblichen Sinne zum Halsbrechen; mir ist es jetzt noch unbegreiflich, wie unsere Pferde über diese wilddurcheinandergeworfenen Felsstücke bei finsterer Nacht gehen konnten, ohne in jedem Momente zu stürzen und uns in einen der Abgründe zu schleudern.

Durch einen furchtbaren Felsenpaß erreichten wir eine Venta, wo für eine Stunde Halt gemacht wurde, um unsere Thiere zu Athem kommen zu lassen, dann betraten wir ein breiteres Thal, an dessen Berglehne ein Dorf, auf dessen Namen ich mich nicht mehr entsinne, lag. Die Einwohner desselben sollen zur Zeit des letzten französischen Krieges bloß durch Steinwürfe und Herabrollen ungeheuerer Felsstücke 2000 Franzosen den Durchzug verwehrt haben.

So wie das Thal sich erweitert, nimmt auch die Landschaft einen freundlicheren Charakter an. Die Berge sind mit Agaven bedeckt, und an den Quellen, deren Gewässer später zum schäumenden Bergstrome vereint, über lose Felstrümmer der Tiefe zueilen, wuchert der Rosmarin, die Myrthe und die wilde Rebe. Einzelne Bauernhöfe stehen am Ufer, umgeben von immergrünen Eichen und indischen Feigen. Immer sanfter werden die Bergabhänge — die Vegetation immer üppiger, so viel wir im Mondenlichte sehen konnten, und schon verkündet ein fernes Tosen die Nähe des Meeres. Gegen Morgen erreichten wir das Städtchen Velez Malaga, wo gerastet wurde.

Velez liegt in der Mitte einer kleinen Ebene, deren eine Seite von der See, die andere aber durch schön bewachsene und mit unzähligen Gärten bepflanzte Hügel begränzt wird. Die Fruchtbarkeit

dieser Ebene hat in Südspanien eine gewisse Berühmtheit erhalten und der bei unserer Abreise grauende Morgen bewies uns, daß man nicht zu viel davon sagt. Ueberall, wohin unser Blick traf, sahen wir eine Vegetation, wie man sie sonst nirgend findet. Besonders auffallend war mir eine Gattung Schilfrohr, womit die Wege und Gärten eingefaßt sind. Es wächst aus ganz trockenem Boden zu einer erstaunlichen Höhe, mehr als armdick und bildet undurchdringliche grüne Wände. — Die Gegend erzeugt treffliche Sorten Wein, der jährlich dreimal gelesen wird. Citronen, Oliven, Feigen, Mandeln und überhaupt alle Gattungen Südfrüchte und Getreide gedeihen in Fülle. Eben so kommt der amerikanische Pisang, das Zuckerrohr, der Kaffehbaum trefflich fort; leider ist es aber damit beinahe nur bei den Proben geblieben. Wäre Velez durch ein industriöseres Volk bewohnt, welche Reichthümer würde es aus seinem Boden ziehen! Die Natur hat hier alles gethan, was ihr zu Gebot stand, aber die Menschen sind zu träge, um diese Vortheile zu benützen! — Die Ursache dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit, mitten in den wüsten Bergen der Alpuxaras, liegt hauptsächlich in der Nähe des Meeres; dieses schickt seine kühlenden Lüfte ins Land, und bricht die verzehrende Gluth der Sonnenstrahlen in den Sommermonaten, welche in andern Gegenden die Erde bis zu einer bedeutenden Tiefe so ausdorrt, daß sie überall durch weite und tiefe Risse durchfurcht wird. Der Nachtthau wird durch diese Seewinde so verstärkt, daß er den Regen vollkommen ersetzt, denn um jene Zeit fällt in Südspanien auch nicht ein Wassertropfen vom Himmel, ja man sieht wochenlang kein Wolkenfleckchen am tiefblauen Aether.

Von Velez bis Malaga geht es immer am Ufer des Meeres zwischen Schilfrohr und Agaven, zwischen Felsklippen oder Obstgärten fort. Der Weg biethet die anmuthigste Abwechslung, die entzückendsten Fernsichten. Bald erhebt er sich auf die Berglehnen, deren Felsenbasis von der brausenden Brandung gepeitscht wird, bald senkt er sich wieder herab bis an das flache, sandige Gestade und wird von dem Wellenspiele der Fluth genetzt. In den verschiedenen kleinen Buchten lagen ganze Gruppen von Fischerhütten, deren ärmliche Bewohner unter Gesang und Scherz den Fang der verflossenen Nacht ans Land brachten; ihre Barken und

Segeln ausbesserten, während Weiber und Kinder im Schatten der Hütten saßen und Netze verfertigten. Auf dem blanken Wasserspiegel aber schwebten unzählige leichte Barken wie Schwäne auf einem Gartenteiche, oder der stolze Bau eines Kauffartheischiffes tauchte mit vollen Segeln am fernen Horizonte auf. Jeder Schritt both uns dergleichen Scenen, die eine lebende Staffage zu dem schönen Landschaftsbilde gaben.

Je näher wir Malaga kamen, desto belebter wurde das Ufer, bis wir endlich um einen vorspringenden Felsen bogen und die Stadt und der Hafen vor unseren Blick ausgebreitet lag.

Noch waren die Geschäfte, welche unsere Corvette nach Malaga geführt, nicht beendet. Wir konnten also noch einige Tage dazu benützen, in den schönen Umgebungen herumzuschwärmen und uns mit dem Volksleben vertrauter zu machen. Aber alles hatte jetzt nur halben Reitz für uns, seit wir die Wunder Granada's gesehen. Die Gegend schien uns öde und einförmig — es fehlten uns die reitzenden Gefilde der Vega, die erhabenen Ansichten des Hochgebirges. Indessen trennten wir uns dennoch schwer, als eines Abends das Zeichen zum Lichten der Anker gegeben wurde. Wir ahneten nicht, daß wir Malaga sobald wiedersehen sollten, von dem wir bereits für immer Abschied genommen; denn kaum hatten wir den Hafen verlassen, so erhob sich ein heftiger Westwind, der uns die Einfahrt in die Meerenge von Gibraltar verwehrte. Drei volle Tage kämpften wir gegen Sturm und Wellen, bis wir uns genöthigt sahen, wieder den verlassenen Hafen zu suchen, wo wir abermals einige Tage vor Anker lagen. Unsere Marineurs verwünschten den unseligen Zufall, indessen wir Reisende recht sehr damit zufrieden waren. Endlich sprang der Wind nach Süden, und wir flogen zum zweitenmale in die hohe See. Dießmal war die Fahrt glücklich, und mancher interessante Gegenstand verkürzte uns die Zeit. Darunter zähle ich vorzüglich das Erscheinen eines ungeheuern Schwertfisches, der eines Morgens, als die See ganz ruhig war, spielend bis an unser Schiff kam. Er schleuderte seinen riesigen Körper über die Oberfläche des Wassers, wie es auf unsern Teichen kleine Fischchen thun, dann aber, als wollte er

unser Schiff betrachten, welches sein Vergnügen gestört, schwamm er in immer engeren Kreisen um dasselbe herum. Natürlich eilten wir sogleich um unsere Gewehre, und einer von uns, der als ein sehr guter Schütze bekannt war, wurde einstimmig aufgefordert, seine Geschicklichkeit auch an dem Wilde der See zu erproben. Die erste Kugel drang unter der Rückenfloße des Fisches, die wie ein schwarzes dreieckiges Segel aus dem Wasser hervorstand, ein. Er schüttelte sich ein wenig, setzte aber ruhig seine Promenade fort, die zweite und dritte Kugel brachten ihn mehr aus der Fassung; mit einer heftigen Bewegung tauchte er unter und kam erst nach langer Zeit ziemlich matt wieder zum Vorschein. Nun konnte man erst deutlich die Lage des Kopfes mit dem langen Schwerte wahrnehmen. In diesen drang die vierte Kugel ein — der Fisch machte einige taumelnde Sprünge und blieb dann wie bewußtlos auf der Wasserfläche liegen. Sogleich stellte man die Segel unseres Schiffes so, daß dessen Lauf gehemmt wurde, ein kleines Boot ward herabgelassen, um sich des Todgeglaubten zu bemächtigen; allein kaum war es in seine Nähe gelangt, so fuhr er pfeilschnell in die Tiefe und erschien nicht mehr. —

Den folgenden Morgen erst umsegelten wir den Felsen von Gibraltar, denn wir hatten auf dieser ganzen Fahrt mit der Strömung zu kämpfen. In der Rhede von Algesiras angelangt, donnerten unsere Feuerschlünde der Fregatte Medea und ihrem Commandanten die übliche Begrüßungssalve entgegen.

Somit hatten wir unsere kleine Reise durch einige Gegenden Südspaniens geendet — eine Reise, welche mit vielen und herrlichen Genüssen verknüpft war — unauslöschbar wird die Erinnerung daran in unserer Brust leben!

Mehrere Tage blieben wir noch in Algesiras, dann aber rüsteten wir uns abermals zur Reise und segelten dem Orte unserer eigentlichen Bestimmung, der Hafenstadt Tanger in Marocco, zu.

